Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 23 — Leipzig, den 9. Juni — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Weshalb die Christen Christen sind: 2. Kaiser Wilhelm der Erste — Zur Behandlung der Urgeschichte in der Schule — In Turan und Armenien. Von Paul Rohrbach — Ein denkwürdiger Tag. Aus Württemberg — Aus dem kirchlichen Leben Berlins: 4. Kirchbauten und Kirchbaunot; 5. Kirchenpolitisches; 6. Schlußwort — Verschiedenes: Unter der Sonne Homers; Kaiser Wilhelm I.; Niederrheinisches Synodal- und Gemeindeleben; Religionswissenschaftliches; Neue Gefängnislitteratur — Anzeigen

Weshalb die Christen Christen sind

2. Kaiser Wilhelm der Erste

Die schönste und reifste Frucht, die der im vorigen Jahre neu angeregten Erinnerung an das Leben des ersten Kaisers zu danken ist, dürfte wohl seine Biographie von Erich Marcks sein. Auch wem des Feierns damals zuviel geworden ist, der wird in stillen Stunden mit innerer Freude und Erbauung in diesem Buche lesen, welch ein wertvoller Mensch unser alter Kaiser gewesen ist, wird auch in den Beschränktheiten seines Wesens, die der Panegyriker seinem Helden zum Schaden verdecken möchte, nur die Kehrseiten dessen erkennen, worin die Kraft und Stetigkeit seines Handelns begründet war, und wird vor allem über die Fähigkeit des Wachsens über sich selbst hinaus, des Abstoßens und Neuaneignens erstaunen, die das edelste Merkmal einer lautern und wahrhaft freien Seele ist. Marcks hat natürlich vor allem die Entwicklung der politischen Gesinnung des Kaisers dargestellt; doch ist seine politische Stellungnahme ein so unabtrennbares Glied seiner gesamten Lebens- und Weltanschauung, und diese wieder ist so durch und durch religiös bedingt, daß der Biograph gar nicht anders konnte, als auf den frommen Grundzug im Charakter seines Helden wieder und wieder hinweisen. Ich folge seinen Andeutungen, die sich leicht durch allerlei von Marcks nicht ausdrücklich angeführtes Material ergänzen lassen.

Als Prinz Wilhelm im Alter von achtzehn Jahren durch den Hofprediger Ehrenberg eingesegnet wurde und dabei nach einer alten Sitte des Hohenzollernhauses ein selbstverfaßtes Glaubensbekenntnis ablegte, waren an seiner Jugend schon Stürme vorübergezogen, die eine größere Reife, als sie sonst diesem Alter eigen ist, vollauf erklären. Die siebenunddreißig Lebensgrundsätze, die er seinem Glaubensbekenntnis anfügte, machen durchaus den Eindruck des Eigenerdachten und Selbstempfundnen. Was ist an ihnen das Charakteristische? Wie mir scheint, dies, daß sie einen Versuch religiös-sittlicher Betrachtung seines Standes und Berufs darstellen. Gleich zu Anfang heißt es:

> Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott hat in einem hohen Stande lassen geboren werden....

Und nun fährt der Prinz fort, was ihm an diesem Stande so erfreulich ist, welche Pflichten er ihm auferlegt, welche Schranken ihm gesteckt sind. Fast aus jedem Satze spricht ein starkes Empfinden für fürstliche Würde und ein noch stärkeres für fürstliche Pflicht. Religion und Beruf sind in allerengste Beziehung gesetzt. Das vorherrschende Interesse des jungen Bekenners ist, sich klar zu werden, was ihm Gott damit gegeben und auferlegt hat, daß Er ihn zum Fürsten machte. Diese Ineinssetzung von Religion und Beruf stammt von dem Einfluß seiner Mutter, der Königin Luise. Wir sehen aus ihren Briefen, daß sie vor allem dies den Söhnen ans Herz legen wollte, Religion sei wie die Stütze so vor allem die unentbehrliche Ausrüstung für den Fürstenberuf. Und nur andeuten will ich, daß diese religiöse Erfassung des Königlichen Amtes im Hause der Hohenzollern von jeher gepflegt war; wollte doch auch Friedrich Wilhelm I. nichts Andres sein, als ein Amtmann Gottes in preußischen Landen. So zeigt sich auch in dieser Auffassung der Religion, wie ganz der Prinz Preuße war. Aber ein Andres noch.

> In diesem Bekenntnis ist nichts Ueberraschendes und Geistreiches; kein Zug von mystischer Vertiefung, kein Hauch der ringsum aufsteigenden Romantik; ein rationalistisch-nüchterner Klang geht hindurch —

sagt Marcks davon; das ist eine richtige Charakteristik, aber die Herkunft dieser Frömmigkeit liegt nicht erst beim Rationalismus, sondern im Luthertum.

Diese religiöse Grundstimmung des Knaben ist dem Manne geblieben. Man beachte, wie er sich in den Seelenkämpfen um die Prinzeß Radziwill zurechtfindet. Er betrachtet den Verzicht auf diese Verlobung als ein Opfer, das er seinem Stande und Staate schuldig sei. Gott fordre es, weil er Fürst sei. Und Gott wolle ihm die Kraft geben, dieser Fürstenpflicht zu genügen. Man vergleiche seine Frömmigkeit mit der seines Bruders. Dieser ist überweltlich gerichtet, auf ein geheimnisvolles Berühren Gottes gestimmt; bei aller Verklärung, mit der er seine Krone schmückt, verliert er doch nie eine gewisse Sehnsucht nach der Ewigkeit; manche Aeußerung scheint anzudeuten, daß ihm sein Staat weniger gilt als die Kirche, jedenfalls weniger als das romantische Phantasma eines heiligen christlichen Reiches. Wilhelm aber steht mit beiden Füßen in dieser Welt, ihm ist sein Staat und sein Volk das ihm anvertraute Kleinod; Alles ist ihm darin begriffen, Pflichten wie Güter. Was hat ihn bewogen, sich in Königsberg krönen zu lassen? Es ist wieder der Drang, sein neues Königliches Amt religiös aufzufassen, es vor der Welt als die Gabe, die ihm aus Gottes Gnade geworden war, und für die er Gott verantwortlich war, zu bekennen. Wenn er in stillen Stunden am Jahresschluß, wie er oft gethan, über Geschick und Leben reflektirt, sein Thun und Wollen prüft, so gilt sein Denken dem, was er als König seinem Lande sein durfte, seine Demütigung dem, was er als König etwa versäumt oder verfehlt habe. Selbst die Sünde sah er unter diesem Gesichtspunkt — Vertrauensbruch, Ungehorsam, Feigheit, also lauter Sünden gegen den Staat, regten seinen Unwillen am lebhaftesten an. Und auch in der Entrüstung, mit der er den Gegnern der monarchischen Autorität gegenüberstand, spiegelt sich diese Auffassung wider: er verteidigte eine göttliche Ordnung, ein Gut nicht bloß zeitlichen, sondern ewigen Wertes. Nie aber ist sein Dank gegen Gott bewegter, als wenn er zu sehen glaubte, daß in seinem Volke die staatlichen Tugenden, Tapferkeit, Gehorsam, Königstreue zunahmen.

Wir erkennen daraus zur Genüge das treibende Interesse der Frömmigkeit des Kaisers. Die erlebte Wirkung des Christentums war ihm, daß er als Christ der König im Sinne seiner Vorfahren, der Vater des Vaterlands sein konnte. Was er von Gott erbat und empfing, war die Ausrüstung zu seinem Beruf: die Fähigkeit, zu herrschen und zu dienen, sich selbst hinter den

Staat zurückzustellen und den Gefahren zu begegnen, die die Königskrone mit sich bringt. Weshalb war er also Christ? Nicht um eines vom sonstigen Lebensinhalt isolirten Bedürfnisses nach Sündenvergebung, nicht um einer zukünftigen Seligkeit, nicht um erquickender Stunden der Andacht, nicht um Ausbildung eines allgemeinen Persönlichkeitsideals willen, sondern um seines Königtums willen. Sein Gottvertrauen hatte den Inhalt, daß Gott den preußischen Staat segnen und dem König helfen werde, seinen irdischen Beruf zur Wohlfahrt des Volkes auszurichten. Das war das Gut, für das er Gott anrief, Ihm dankte, Ihm sich unlöslich verbunden fühlte. Das war die Aufgabe, mit deren Erfüllung er Gott diente.

Ist das nicht die Frömmigkeit des frommen und getreuen Knechtes, zu dem Jesus sagte: Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude? Ist nicht zu befürchten, daß, wer sich das höchste Gut gar zu geistig und losgelöst von allem Irdischen vorstellt und sich zu lebhaft in die Stunde hinaus sinnt, da alles irdische Treiben hinter uns liegen wird, „wie Kinderspiele hinter Erwachsenen," schwerlich der Arbeit auf dieser Erde die intensive Kraft, die anhaltende Treue entgegenbringen wird, die von den Haushaltern gefordert wird? E F

Zur Behandlung der Urgeschichte in der Schule

Ist die wichtigste Vorbedingung zur Behandlung eines jeden Stoffes seine völlige geistige Beherrschung, so kommt hierzu bei religiösen Stoffen noch als unerläßliche Voraussetzung eine klare positive Stellung der ganzen Person, eine freudige, begeisterungsvolle Hinneigung des Gemütes zu dem zu behandelnden Gegenstande. Sonst sinkt der Religionsstoff auf die Höhenlage einer Zinsaufgabe oder der Geographie Australiens herab. Um das Beste seiner Aufgabe zu leisten, um gläubige Hingabe und heilige Begeisterung in den Kindern zu erwecken, muß der Religionslehrer selbst eine kindlich einfältige, ungebrochne Stellung zu dem Stoff des Religionsunterrichtes besitzen. Dies wird aber vielen Lehrern heutzutage bei der Behandlung der Urgeschichte nicht mehr möglich sein. Denn die wenigsten sind mehr imstande, sie Wort für Wort als Zeugnis wirklichen Geschehens anzusehn, indem sie nicht wissen, was sie als Wahrheit und was als Dichtung zu betrachten haben. Darum wird ihre Stellung zu dieser Urgeschichte gebrochen und schwankend. Aus diesem Grunde muß die Urgeschichte auch einmal für die Lehrenden behandelt werden, damit sie wissen, was sie daran haben. Jedem Einzelnen freilich muß man es dann überlassen, die dabei gewonnenen Erkenntnisse den Kindern mitzuteilen, wie er es für pädagogisch richtig hält. Unter vier Gesichtspunkten soll im Nachfolgenden die Urgeschichte betrachtet werden: unter dem kritischen, dem religionswissenschaftlichen, dem religiös-sittlichen und dem pädagogischen, indem sich immer der folgende aus dem vorhergehenden ergiebt.

Das macht einem Jeden die Behandlung der Urgeschichte so schwer, daß man so Viel darüber weiß. Denn alle Angriffe auf das Christentum pflegen auch hier anzusetzen und mit den Mauerbrechern der neuen Natur- und Geschichtsforschung diese angeblichen Grundmauern des Christentums zu zerstören. Die Lust hier anzugreifen und die Furcht gerade vor diesem Angriff stammen beide von der üblichen Unterweisung her, die von jeher hier die untrüglichen Aufschlüsse der Offenbarung über die Anfänge der Welt- und Menschheitsgeschichte erblicken ließ. Wem fallen infolge der weiten Verbreitung dieser Polemik nicht die bekannten Beweise gegen diese altehrwürdigen Geschichten ein, die uns die naive Annahme dieser Erzählungen verwehren! Die Bibel in der Westentasche hat das überlegne Lächeln über die sechs Schöpfungstage, hat die Frage nach Kains Flucht und Weib in weitere Kreise eingeschleppt, als sich die berufnen Hüter der Religion träumen lassen, die noch an ein naiv gläubiges Christenvolk wenigstens im Frieden des Dorfes glauben wollen. Alle diese vielbezweifelten und vielverhöhnten Geschichten sollen Kindern mitgegeben werden, die in zehn Jahren vielleicht auch schon jene Bibel in ihre Westentasche stecken werden. Da muß mancher

Lehrer in schwere Verlegenheit kommen, wie er die schmale Straße zwischen dem Buchstaben der Schrift und dem aufgeklärten Denken gehen und sicher führen soll, wenn es ihm widerstreitet, Unglaubliches unverstanden seinen Kindern mitzugeben.

Eine Rettung vor diesen Bedenken giebt nun keine Einschränkung, sondern nur eine planmäßige Erweiterung der Kritik. Denn zur Klarheit über den eigentümlichen Wert der Urgeschichte kommen wir nur durch einen Vergleich mit den entsprechenden Gebilden andrer Religionen. Wir müssen eben den kritischen durch den religionsgeschichtlichen Standpunkt ergänzen und überwinden. Da zeigt uns denn die Prüfung andrer asiatischer Religionen, daß diese Erzählungen über die Urgeschichte kein Sondereigentum Israels sind, sondern daß ähnliche Berichte sich überall finden. Den Einwand, daß sich etwa diese Religionen eine an Israel ergangne Offenbarung zu nutze gemacht haben könnten, schneidet die Beobachtung der Abhängigkeit der biblischen von jenen Erzählungen unerbittlich ab. Wenn sich so die Schwierigkeiten noch zu vermehren scheinen, so liegt doch auf diesem Wege allein die Rettung: wir müssen prüfen, worin sich die israelitische Fassung von den andern spezifisch unterscheidet. So allein können wir zu einer neuen Würdigung dieser Geschichte und der Offenbarung überhaupt gelangen. Da ergiebt sich uns denn die beruhigende und erhebende Gewißheit, daß die israelitischen Verfasser aus den zu Grunde liegenden Mythen und Sagen etwas ganz Andres gemacht haben. Zwar sind die Umrisse der Erzählungen noch die alten, aber es ist Alles getilgt, was dem Geist der israelitischen Religion widersprach. Bis auf wenige nur dem scharfen Auge des Forschers entdeckbare Reste ist jede Spur phantastischer Theogonie und Kosmogonie, jeder dualistische und pantheistische Zug beseitigt. Dafür sind in die gemeinsamen Grundstoffe die Offenbarungsgedanken über Gott, Welt, Mensch und Sünde hineingearbeitet. Es gleichen demnach die uns vorliegenden Erzählungen Palimpsesten, d. i. Handschriften, auf deren Pergament man die ursprüngliche Schrift ausgelöscht und eine neue aufgetragen hat.

So kommen wir dem Verständnis des wichtigen Satzes nahe: in allen diesen Geschichten gehört nicht das eigentlich Historische zur Offenbarung, sondern der Geist, in dem sie geschrieben sind. Nicht das ihnen mit den Berichten der andern Völker Gemeinsame, sondern das israelitische Sondergut religiöser und sittlicher Vorstellungen ist die Offenbarung. Nicht die übernatürliche Mitteilung der Uranfänge, sondern die Entzündung jener großen Grundgedanken ist das Werk des heiligen Gottesgeistes. So bekommen wir einen Durchblick auf einen neuen Begriff von der Offenbarung. Der hergebrachte entspricht der Tendenz des Dogmas, eine Heilsgeschichte darzustellen, die am Anfang und am Ende in das Uebernatürliche verläuft. Dann ist die Offenbarung in unsern Geschichten eine gottgewirkte Kenntnis des Zusammenhangs unsrer und der Heilsgeschichte mit den Anfängen der Welt und der Menschheit. Aber diese Anschauung ist eben falsch; sie stammt aus einer Zeit, da einige andre Wissenschaften ungeschieden in der Theologie verborgen waren, da sie noch die Geschäfte der Philosophie mitzubesorgen hatte. Aber zu ihrem Glück hat sich die Theologie von dieser Last befreit und verstehen gelernt, daß ihr Gegenstand nur die Welt des Glaubens ist. Demgemäß erkennen wir als Offenbarung nur den Aufschluß einer göttlichen Welt an, in der wir leben können zu unsrer Seligkeit. So wird es eine befreiende That für Viele, wenn man die Urgeschichte nach solchen religiös-sittlichen Gedanken durchforscht als nach dem Bestandteil der Offenbarung in ihr. Denn sie können mit keiner Erkenntnis des Nachdenkens, sondern nur mit dem Willen des Fleisches in Streit kommen, weil sie nicht eine objektive Erklärung der Welt, sondern die richtige Anschauung über ihre Bedeutung anbieten, deren Annahme oder Ablehnung eine Sache der Freiheit ist.

Eine jede energische Weltanschauung vollendet sich in einer ihren Prinzipien entsprechenden Geschichtsdarstellung, mit der sie Hand auf die Vergangenheit legt und sich selbst, wenn auch mit einem Zirkelschluß, einen Beweis für ihre Giltigkeit aus der Geschichte holt. So ist auch die Urgeschichte der Bibel zu verstehen. In ihr können wir den Widerschein der Hauptgedanken

der alttestamentlichen Religion finden, und der Anteil an diesen macht den Offenbarungscharakter jener Erzählungen aus. So fragen wir nach den religiös-sittlichen Grundgedanken in ihnen. Gott ist frei von jeder Naturbestimmtheit als der geistige Gott gedacht, der sprechen und verfügen kann. Nicht nur jede Spur von Pantheismus, sondern auch von Dualismus ist wenigstens für das Auge des Bibellesers getilgt, keine fremde ihm feindliche Materie, kein widergöttliches Prinzip steht ihm gegenüber. Unverworren mit der Welt hat er sie ganz und gar geschaffen. In das Schöpfungswerk ist die Woche mit ihrer Arbeit und Ruhe hineingezeichnet, um zu zeigen, wie grundlegend wichtig für den Weltenplan das Gesetz ist, dessen Bestandteil die wohlthätige Bestimmung über die Sabbathruhe bildet. Der allmächtige Gott ist eben ein gütiger Gott, dem es auf das Wohl seiner Menschen ankommt. Darum setzt er den nach seinem Ebenbild geschaffnen Menschen in das schöne Paradies und giebt ihm die Gehilfin. Aber die Güte schließt die Heiligkeit nicht aus, sondern ein. Durch seine ethische Heiligkeit ist Gott größer als alle Götter der andern Mythologien, die noch immer nicht die Spuren der Personifikation von Naturmächten abgestreift haben, der sie ihre Entstehung verdanken. Hier ist alles Mythologische und Naturhafte zu Gunsten der sittlichen Heiligkeit abgethan. Gott kommt es auf die Erfüllung seines Willens durch die Menschen an. Der Mensch, Ebenbild Gottes durch seine geistige Ausrüstung, Krone der Schöpfung, Mittelpunkt der Welt, ist zwar in der Unschuld ethischer Indifferenz erschaffen, ist aber dazu bestimmt, durch die Erfahrung der Sünde zur Erkenntnis des Guten und Bösen zu kommen. Dadurch geht zwar die Unschuld verloren, aber der Weg sittlicher Entwicklung ist betreten. Deshalb kommt die Versuchung an ihn heran; nicht von Gott, nicht aus dem gottverwandten Teil seines Wesens, sondern aus der nach der Herrschaft trachtenden Sinnlichkeit quillt sie und treibt ihr Werk, indem sie Zweifel und Gier erregt in des Menschen Brust. Von der dogmatischen Anschauung eines durch Adams Fall ganz verderbten Geschlechts ist aber Nichts zu finden. Kain steht nämlich der Sünde gegenüber in genau derselben Situation. Er kann ihr zwar die Thür zuhalten, aber wie dort die Gier, so dringt hier sein Begleiter, der Neid, in die Seele hinein und bringt die Sünde zustande. In diesen beiden Geschichten vom Sündenfall und von Kains Brudermord sind die innern Folgen der Sünde, Scham, Furcht und tiefe Melancholie in klassischer Weise geschildert. Echte Mythen sind diese Erzählungen, denn sie enthalten, was nie und nirgends geschehen ist, und was doch immer und überall geschieht. Aber wie unterscheidet sich ihr ethischer Charakter von den Mythen andrer Völker, die nur Naturvorgänge zu Geschehnissen gestalten! — Ernst und streng fährt Gott wider die sündigen Menschen daher; doch zugleich liegt ein versöhnlicher Schein über seinem ergrimmten Antlitz. Wie er den Kain zeichnet mit dem Zeichen der Verschonung, so stellt er nach der Sündflut den Regenbogen der Gnade an das Firmament. Nicht nur das innere Leben der Menschen verwüstet die Sünde, sie ist auch äußerlich der Leute Verderben. Wie Gott in jenen Mythen das Paradies hinter den Sündern schließt und dem Kain den Acker verflucht, so bringen die beiden Sagen von der Sündflut und dem Turmbau zu Babel gewaltige Zerstörungen mit der Sünde als ihrer Veranlassung in Verbindung. Der ethisch gerichtete Gottesglaube kann gar nicht anders als große Verheerungen und Unglücksfälle zu Folgen der Sünde stempeln. Hier meldet sich schon der religiös-sittliche Pragmatismus, der bei der Sünde sofort nach ihrer Strafe und bei dem Unglück sofort nach der Sünde sucht. Was die Chronik in unerträglicher Monotonie und Pedanterie durchführt, das tritt hier noch in aller poetischen Naivetät zu Tage. Wie die Ueberlieferungen von der großen Flut die Verkettung mit der Sünde herausfordern, so zeugen die Ruinen des großen Belustempels und die vielen Sprachen der Menschheit für den Uebermut eines zum Himmel aufbegehrenden Geschlechts.

So haben wir hier teils reine Krystallisationen ethischer Gedanken, teils deren Verschlingungen mit Bestandteilen sagenhafter Ueberlieferung. Aus beiden Arten von Erzählungen aber leuchtet uns der Hintergrund der biblischen Weltanschauung entgegen, vor dem dann die geschichtliche Offenbarung des Reiches Gottes und der Versöhnung vor sich gegangen ist. An diesen Offenbarungsgedanken haben wir mehr als an einer vermeintlichen authentischen Kunde über die Anfänge der Welt, in deren Erkenntnis wir doch nicht mit der Natur- und Geschichtswissenschaft rivalisiren können.

Nun gilt es für die Praxis diese Gedanken herauszuarbeiten und sie den Kindern als das Wichtigste jener Erzählungen einzuprägen. Aber wie machen wir das? Wir müssen die Behandlung dieser Geschichten so einrichten, daß der Hauptnachdruck auf jene Wahrheiten und nicht auf ihre Einkleidung fällt.

Sie müssen durch die Geschichten hindurchschimmern als das helle Licht der Offenbarung Gottes. Wir dürfen die Geschichten nicht anders erzählen, als wir Märchen und Sagen erzählen, die wir den Kindern auch nicht mit Berücksichtigung aller Fragen und Bedenken mitteilen. Damit ist natürlich eine jede Behandlung fürs erste ausgeschlossen, die in diesen Geschichten Beweisstellen für eine Dogmatik sieht, die ihre anderswo herstammenden Sätze mittels einer geschickten Eintragung hier wiederfindet. Aber es ist auch ferner die Methode der Vermittlungstheologie beseitigt, die nicht davon loskommen kann, hier ein Wissen über die Anfänge zu sehn, und sich darum bemüht, dieses offenbare Wissen mit der Vernunft und dem andern Wissen auszugleichen. Doch ist diese Art ganz verkehrt; je mehr man ausbessert, desto eher reißt es. Müssen wir doch auf Kinder rechnen, die später einmal zum Nachdenken und mit den Zweifeln in Berührung kommen. Darum sollen wir dafür sorgen, daß diese uns einmal dankbar sind, wenn sie merken, wie leicht wir ihnen den Uebergang von der buchstäblichen Fassung zu einer vertieften Erkenntnis gemacht haben. Aus diesem Grunde sollen wir diese Geschichten bieten, wie sie sind, ohne Vermittlungen und Ausgleiche, kindlichen Fragen sanft wehrend und vorbeugend. Wir wollen diese Geschichten aus der Kindheit unsers Geschlechtes der Kindheit unsrer Zeit geben in ihrer ganzen ursprünglichen Naivetät. Nur dann wirken sie, aber nicht wenn wir sie mit allerlei Lappen sichern wollen gegen die Neugier und den Verstand. Laßt die alten Schläuche ungeflickt, wie sie sind, frei von neuen Lappen; platzen sie, dann mögen sie platzen, aber beschleunigt nicht das Reißen vorzeitig durch eure gutgemeinte Flickarbeit. Sorgt nur, daß, wenn sie platzen, der gute Wein nicht verloren gehe, sorgt, daß bei Zeiten der hohe edle Gehalt der Erzählungen zu den Kindern spreche. Dazu aber müssen wir selber leben im Glauben an diese Offenbarung und die in ihr kundgemachte himmlische Welt. Dann bekommen wir eine ungebrochne Stellung zu diesen Geschichten wieder, indem wir werden einfältig wie die Kinder; denn nur so lassen sich diese Geschichten aus der Urzeit mit Segen vor den Kindern behandeln.

Niebergall

In Turan und Armenien

Auf den Pfaden russischer Weltpolitik Von Paul Rohrbach. Mit einer Uebersichtskarte des russischen Gebiets zwischen dem Schwarzen Meer und dem Pamir. Berlin, G. Stilke, 1898. 307 S. 3 Mk.

Der Verfasser versteht es, frisch und interessant zu schreiben. Mit welch plastischer Anschaulichkeit ist gleich im Eingang die Uebersteigung des Kaukasus geschildert. Der Leser folgt ihm gern auf seiner weitern Wanderung über das Kaspische Meer, nach Samarkand, Buchara und Merw. Ein lebensvolles Bild entwirft er von den heiligen Stätten Samarkands; die Grabstätte Timurs veranlaßt ihn, die weltgeschichtliche Bedeutung des Mongolenfürsten treffend zu charakterisiren:

> Für mehr als hundert Millionen Menschen ist Timur noch heute dasselbe wie Alexander von Mazedonien für die römisch-hellenistische Welt, wie Kaiser Karl der Große für das germanisch-romanische Mittelalter, der wunderbare Kriegsfürst, der fromme Diener des Himmels, der Auserwählte des Geschicks, von dem tausend Ueberlieferungen und Sagen im Munde des Volkes, in der Poesie und Litteratur umgehen, von dem die alten Bücher und Erzählungen der wandernden Rhapsoden widerklingen, am Nil und am Indus, am Euphrat und am Bosporus, in Teheran und in Damaskus.

Mächtig gefördert wird der Verfasser in seiner Erforschung von Land und Leuten durch seine vollkommne Beherrschung der

russischen Sprache; wie sehr ist er dadurch dem westeuropäischen Reisenden überlegen! Mit seinen persischen Reisegefährten kann er ein eingehendes Gespräch führen, sie durch seine Kenntnis von Schah=Nameh und Koran, obschon des Persischen und Arabischen unkundig, in Erstaunen setzen. Wir erfahren die merkwürdige Thatsache, daß das Russische in Turkestan schon größere Fortschritte gemacht hat als in Georgien und unter der Bauernbevölkerung des armenischen Hochlandes.

Mit besondrer Liebe und Ausführlichkeit ist der Ausflug nach der Oase Merw behandelt. Die alte Griechenstadt Antiochia Margiana, der kulturhistorisch so wichtige Zentralpunkt des nestorianischen Christentums, und endlich die glanzvolle Prachtstadt des Islam erstehen vor unsern Augen, indem der Verfasser ihre Trümmer betritt. In den lebendigsten Farben wird die furchtbare Katastrophe durch die Mongolen geschildert. Merw ist damals keineswegs definitiv untergegangen. Im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts wurde durch Timurs Sohn die Stadt wieder aufgebaut. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser über diese neue Blüte und die definitive Katastrophe 1795 nicht nur andeutungsweise und beiläufig, sondern ebenso eingehend wie über die ältere Periode gehandelt hätte. Wir erhalten einen Einblick in die großartigen Anstrengungen der Russen, durch Herstellung der alten Dämme und des arg verfallnen Irrigationssystems der Oase ihre alte Blüte wiederzugeben, ein Versuch, der trotz der enormen aufgewandten Summen bisher noch nicht gelungen ist, während in den übrigen Landesteilen gerade infolge der beginnenden Herstellung des alten Bewässerungssystems und der dadurch ermöglichten Baumwollenkultur die russische Herrschaft einen großen Fortschritt bezeichnet.

Von ganz besonderm Werte sind die eingestreuten politischen Betrachtungen, die auf scharfer Beobachtung beruhen. Die Gesinnungen und Absichten der russischen Beamten und Offiziere im asiatischen Reichsteil werden uns klar gelegt, die stark von denen der im europäischen Rußland stehenden Kollegen und Kameraden abweichen:

Die „Turkestaner" waren im Gespräch Feuer und Flamme für eine russisch=deutsch=französische Kooperation gegen England, während man den Aeußerungen und fast noch mehr dem Schweigen der Herren, die erst kürzlich von der Westgrenze nach Asien versetzt waren, anmerkte, wie sehr sie sich in die Idee des russisch=französischen Angriffs auf Deutschland hineingedacht hatten, wobei sich aber bezeichnenderweise die eigentliche Animosität viel mehr gegen Oesterreich richtete. . . .

Unter des Verfassers kundiger Führung lernen wir verstehen, warum die Herrschaft der Russen über so zahlreiche Bekenner des Islam von diesen nicht widerwillig, wenn auch resignirt ertragen wird. Die sonst so glaubenseifrige russische Regierung übt gegen die Muhammedaner die weitgehendste Toleranz, ja schützt sie ängstlich vor jedem Versuch christlicher Proselytenmacherei. Die Rücksicht auf die islamitischen Unterthanen bestimmt auch die Politik am goldnen Horn.

Die Einsicht liegt nahe, daß die jetzt in Konstantinopel mit soviel Beharrlichkeit und Erfolg betriebne Politik nicht außer Zusammenhang steht mit dem Anwachsen der Zahl muhammedanischer Unterthanen Rußlands. Ein Freundschaftsverhältnis zwischen dem Zaren und dem Kalifen hat eine sehr starke Rückwirkung auf den Erfolg der weitern Zukunftspläne Rußlands, die über den Hindukusch, nach Indien und Afghanistan, zum südlichen Ozean drängen, von dem schiitischen Persien zu geschweigen. Noch klarer wird die Lage durch die Beobachtung, daß England, der von der russischen Politik schon so lange in die Verteidigung zurückgedrängte Gegenpart, es sehr zu seinem Schaden gerade umgekehrt macht und den Sultan, das geistliche Haupt der Gläubigen, nach Möglichkeit brüskirt.

Ich muß es mir versagen, auf ähnliche bedeutsame Ausführungen näher einzugehen, so auf die Wichtigkeit der ansässigen iranischen Sart, mit deren Hilfe allein die Russen die alte Kultur wiederherstellen können; die räuberischen und nomadischen Türkenstämme bringen es höchstens „zu einer Art von unordentlicher Ansässigkeit und halbwegs interessirtem Ackerbau." Schon oft ist darauf hingewiesen worden, wie die Russen im Gegensatz zu den Engländern sich die Sympathien der Muhammedaner und Asiaten zu gewinnen verstehen und in jedem Jahr ihr Prestige in Asien vermehren. Nirgends habe ich aber die Gründe hierfür klarer und überzeugender dargelegt gefunden, als in den Erörterungen des Verfassers S. 148 ff.

Nicht minder anziehend ist der zweite Teil des Werkes, der im Anschluß an die Reise des Verfassers durch Armenien die armenische Frage ins Auge faßt. Immer zahlreicher werden die Stimmen deutscher Gelehrten, Militärs, Ingenieure, die, Kleinasien besuchend, für die Türken schwärmen und die Armenier aufs härteste verurteilen. Das giebt dem Freunde Armeniens zu denken. Auch hier liest man mit Vergnügen die ruhigen und klaren Ausführungen des Verfassers, der diesen Urteilen auf den Grund geht und dann zu wesentlich andern Anschauungen gelangt. Die Meinung über die Armenier in Rußland ist genau dieselbe wie in der Türkei:

Wer zu einem armenischen Kaufmann in den Laden tritt, um Etwas zu kaufen, thut es ungefähr mit dem Gefühl, mit dem man ein Terrain voll Fußangeln und Fallgruben beschreitet, und wenn man nach Hause gekommen ist, müssen sämtliche gute Freunde und getreue Nachbarn das gekaufte Stück begutachten, bevor man sich überzeugt giebt, daß nicht irgend eine armenische Hinterlist bei der Sache gewesen ist. So ist das allgemeine Urteil.

Trotzdem prosperirt wirtschaftlich im ganzen Kaukasus Niemand so wie die Armenier. Den üblichen Vergleich des Armenierhasses mit dem Antisemitismus weist der Verfasser zurück: das Problem der Judenfrage ist auf dem Gebiete des gesamten geistigen Lebens vorhanden; davon kann bei den Armeniern nicht die Rede sein. Nur in der überlegnen geschäftlichen Konkurrenz, die die wirtschaftliche Existenz der übrigen Bevölkerungselemente bedroht, ist eine wirkliche Parallele vorhanden. Die Skrupellosigkeit und Unredlichkeit der armenischen Kaufleute sind überall der Gegenstand des Vorwurfs gegen die Nation. Das erklärt sich auch daraus, daß sie im Kaukasus den Handel nahezu monopolisirt haben; die andern Völker kommen ihnen weder an Sprachgeschicklichkeit noch an sonstiger Gewandtheit gleich, und so muß jeder, der Etwas kaufen oder verkaufen will, mit Armeniern in Verbindung treten. Da sind die ungünstigen Urteile nur natürlich. Der Verfasser betont aber, daß gerade europäisch gebildete Armenier diesen Schaden tief beklagen.

Merkwürdig sind auch seine Mitteilungen über die Audienz bei dem geistlichen Oberhaupte der Nation, dem Katholikus von Etschmiadzin. Dieser, ein für sein Volk außerordentlich warm empfindender Priester, beklagte als Hauptunglück bei den Massenmorden der letzten Jahre, daß die Zerstreuung der Nation aus der angestammten Heimat in die Fremde sie ihres Volkstums entäußere und demoralisire. Die kernbrave, seßhafte Bauernbevölkerung, die über 90 Prozent des armenischen Volkes ausmacht, ist durch diese Verfolgungen am schwersten getroffen worden; auf sie, die einst Moltke wegen ihrer Friedfertigkeit und politischen Harmlosigkeit als christliche Türken bezeichnete, auf sie passen die Vorwürfe, die gegen das armenische Volk geschleudert werden, ganz und gar nicht:

Das armenische Volk ist ein echtes, rechtes Bauernvolk, das von seinen Aeckern, Herden und Weinbergen lebt, kein Stadt-, sondern ein Dörfervolk. Etwas größere Städte mit stark überwiegender armenischer Bevölkerung giebt es äußerst wenige. . . . Im Lande der armenischen Bauern, dort muß man aber das Volk aufsuchen, wenn man Etwas von ihm erfahren will.

Freilich, ihren angestammten Wohnsitzen entrissen, können sie eben jenem verhängnisvollen Hausir= und Krämergeiste verfallen und so ihrer Nation verloren gehen, wie der Patriarch beklagt.

Mit Recht macht endlich der Verfasser auf die Geschichte des Volkes aufmerksam. Seit acht Jahrhunderten politisch zertreten und gedrückt, haben die Armenier sich „wie eine Insel im Meer" als lebenskräftige, gebildete und christliche Nation zu erhalten gewußt. Wie anders günstig war das Schicksal der Balkanvölker. Die Nähe Europas, die um fünf Jahrhunderte jüngere Herrschaft des Islam, das Sinken der Türken seit dem siebzehnten Jahrhundert begünstigten ihre Selbsterhaltung. Trotzdem sind zahlreiche Volkselemente vom Islam verschlungen worden. Der Verfasser hätte noch hinzufügen können: wenn man die Armenier, die seit dem siebzehnten Jahrhundert sich so mächtig emporgerafft und europäische Kultur in sich aufgenommen haben, mit den andern orientalischen Christen, den Kopten und Syrern, vergleicht, dann zeigt sich die Superiorität der Armenier augenscheinlich. Dann kann man unmöglich mit dem Urteil „eine nichtsnutzige und verkommne Rasse" die Sache erledigen.

Nur streifen kann ich endlich die Ausführungen des Verfassers über Rußlands Politik den Armeniern gegenüber. Dem politischen Ideal des vernünftigen Teils der armenischen Nation, Verwaltungsreformen und Autonomie der Provinzen von Türkisch-Armenien, steht die heutige russische Politik nichts weniger als freundlich gegenüber. Die schlechten Erfahrungen mit den durch Rußland befreiten und doch seiner Politik entfremdeten Balkanstaaten üben ihre Rückwirkung auf Armenien aus. Die neue Wirtschaftspolitik, die für Rußlands Industrieerzeugnisse Absatzgebiete in Persien und China sucht, verlangt gebieterisch ein gutes Verhältnis zur Türkei, damit nicht eine Aufrollung der orientalischen Frage den ganzen Erfolg der asiatischen Politik in Frage stellt. Charakteristisch ist deshalb die tiefe Entmutigung in den armenisch patriotischen Kreisen. Sie sehnen sich nach den Zeiten Alexanders III. zurück. Auch damals war ihre Freiheit sehr eingeschränkt; aber wenigstens wurden ihre Kirchenschulen geduldet, die jetzt überall geschlossen werden. Und doch würden, wie der Verfasser weiter ausführt, gerade die Armenier für Rußlands weitgehende Pläne ein sehr wertvolles Element sein, weil sie „in einer schwerlich sehr fernen Zukunft für ein noch größeres Rußland den Zuwachs an Land und Leuten nach einer bestimmten Richtung hin zu durchdringen und an das Gesamtreich zu binden imstande sind.“ Einstweilen wird aber Alles gethan, die armenische Nationalität niederzudrücken, ohne daß eine Russifizirung gelingt, und bis jetzt deutet Nichts darauf hin, daß hier bald Wandel geschaffen wird.

Treffend sind auch die Ausführungen über die armenische Kirche; von doppeltem Interesse bei einem Manne, der mit warmer Liebe, aber mit offnem Auge Land und Volk kennen gelernt hat. Die üblichen Vorwürfe der Unwissenheit und sittlichen Unfruchtbarkeit des Klerus werden vom Verfasser auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Wirkliche Geltung hat vor allem der erstere Vorwurf für einen großen Teil des niedern Klerus. Hier herrschen noch höchst primitive, altertümliche Verhältnisse. Die gebildeten Zöglinge der höhern Schulen wollen nicht aufs Dorf, und so rekrutirt sich der ländliche Priesterstand einfach aus den Bauern. Seine Frömmigkeit ist oft groß, aber Bildung und vollends geistliche Bildung gar nicht vorhanden. Ganz anders der höhere Klerus. Unter ihm finden sich viele wohlunterrichtete Männer, die im Westen gründliche Studien gemacht haben, und die für die geistige Hebung ihres Volkes glühen. Aber es ist vor allem nationaler Enthusiasmus, der viele gerade der fähigsten jüngern Leute der Weihe als Vardapets sich unterziehen läßt. Die Reform der Kirche ist ihnen weniger wichtig. Charakteristisch ist die Entgegnung, die dem Verfasser zu teil wurde, als er fragte, warum von der armenischen Kirche keine dem Volke verständliche Bibelübersetzung angefertigt werde. Man war nicht ablehnend gegen diesen Vorschlag überhaupt; aber gegenwärtig wird die Herstellung eines kritischen Textes der altarmenischen Bibelübersetzung betrieben. An eine Uebersetzung in die Volkssprache kann erst nach Erledigung dieser weitausschauenden Aufgabe gedacht werden. Das heißt, die Sache aufs Ungewisse vertagen.

Der Verfasser schließt mit einem Besuch der Ruinen von Ani. Er entwirft ein außerordentlich lebendiges und farbenreiches Bild von der alten Königsstadt und ihrer schicksalsvollen Geschichte. Ihr Untergang ist das Ende von Armeniens Glanz.

Darnach ging die Sonne Armeniens unter bis auf den heutigen Tag, und Finsternis lagerte sich über dem Lande.

Jedem, der sich für das mächtige Aufstreben der transkaukasischen und transkaspischen Provinzen des russischen Reichs interessirt, vor allem aber allen Freunden der unglücklichen armenischen Nation sei des Verfassers ausgezeichnetes Werk aufs wärmste empfohlen. H Gelzer

---

Ein denkwürdiger Tag

Aus Württemberg

In den Tagen vom 11. bis 14. Mai 1898 hat sich in der zweiten württembergischen Kammer ein Kampf abgespielt, über den auch an dieser Stelle ein kurzes Wort nicht ungern gelesen werden wird.

Württemberg steht zur Zeit in der Erwägung, ob nicht das neunte Kapitel seiner Staatsverfassung, das von der Zusammensetzung der Landstände handelt, einer durchgreifenden Abänderung unterzogen werden soll. Die erste Kammer ist bis jetzt fast nur ein Organ des weiland reichsunmittelbaren Adels, der 1806 Württemberg unterworfen und 1819 bei der Verfassung mit der erblichen Landstandschaft einigermaßen entschädigt wurde; er ist zu etwa drei Vierteilen katholisch. Der Krone steht hierzulande nur das Recht zu, so viele lebenslängliche Mitglieder in die erste Kammer zu ernennen, daß dieses Element an Zahl ein Drittel des erblichen nicht überschreitet. Infolge davon ist die erste Kammer seit achtzig Jahren ganz überwiegend eine scharf feudale und scharf katholische Körperschaft; während in der Bevölkerung den 70 Prozent Protestanten nur 29 Prozent Katholiken gegenüberstehen, zählt die erste Kammer 19 katholische Prinzen und Magnaten, aber nur 7 evangelische. Dieses Mißverhältnis wird natürlich namentlich neuerdings, wo sich durch die 1894 erfolgte Bildung einer schwäbischen Zentrumspartei die konfessionellen Gegensätze unleugbar erheblich verschärft haben, immer lebhafter empfunden, und da von der ersten Kammer auch alle bürgerlichen Elemente so gut wie ganz ausgeschlossen sind, so erhob sich immer lauter der Ruf nach einer volkstümlicher und konfessionell gerechter zusammengesetzten ersten Kammer. Unter den politischen Parteien des Landes gebührt der sogenannten „deutschen,“ in der Hauptsache national-liberalen, Partei das Lob, daß sie die Reformbedürftigkeit der ersten Kammer stets mit Nachdruck betont hat.

Allgemeiner allerdings ward noch die Umgestaltung der zweiten Kammer verlangt, die neben 70 nach dem schrankenlosesten allgemeinen Wahlrecht gewählten Abgeordneten 23 bevorrechtete Mitglieder enthält: 13 Ritter, die von den 87 ritterschaftlichen Familien des Landes entsandt werden, die 6 evangelischen Generalsuperintendenten, die den Titel Prälaten führen und den persönlichen Adel besitzen, 3 Vertreter der katholischen Kirche und den Kanzler (Kurator) der Universität Tübingen. Statt dieser durch Geburt oder Stand in der Kammer sitzenden Mitglieder wurden lauter Erwählte des allgemeinen Stimmrechts verlangt.

Nachdem die Demokratie am 1. Februar 1895 bei den Landtagswahlen einen großen Sieg erfochten und 31 Mandate unter 70 erobert hatte, ließ die Regierung ihren Widerspruch gegen die völlige Demokratisirung der zweiten Kammer fallen und legte einen Entwurf vor, der das ganze Kapitel 9 der Verfassung neu ordnen sollte. Nach langen parlamentarischen Beratungen ist am 5. April 1898 von der zweiten Kammer mit 69 gegen 18 Stimmen Folgendes angenommen worden.

Die erste Kammer besteht nach wie vor aus den (jetzt 5) königlichen Prinzen und den Standesherren, deren Zahl zur Zeit 21 beträgt. Dazu treten 6 Ritter, 4 Vertreter der evangelischen Kirche (2 Prälaten und die Präsidenten des evangelischen Konsistoriums und der Landessynode), 2 Vertreter der katholischen Kirche und je 1 der Universität in Tübingen und der technischen Hochschule in Stuttgart, sowie 8 vom König auf Lebenszeit ernannte Mitglieder. Die erste Kammer erhielte also künftig 48 Stimmen — das bürgerliche Element freilich ist durch den zähen Widerstand des hohen Adels gegen alle volkstümlichen Zusätze, wie er sich bei den Vorbesprechungen hinter den Kulissen entfaltete, abermals ausgeschlossen geblieben.

Die zweite Kammer soll bestehen aus 9 städtischen Abgeordneten, aus 63 Vertretern der Oberamtsbezirke und endlich aus 21 weitern Abgeordneten, die in vier größern Wahlkreisen (die sich mit den vier Verwaltungskreisen des Königreichs decken) durch das allgemeine Stimmrecht unter Anwendung des Proportionalsystems gewählt werden, wonach die einzelnen Parteien verhältnismäßig so viele Mandate erhalten, als sie Stimmen aufgebracht haben. Bei den 72 Stadt- und Bezirkswahlen kommt die bisher in Anwendung gewesene Stichwahl in Wegfall; sofort der erste Wahlgang entscheidet, natürlich mit nur relativer Mehrheit.

Man nahm nun an, daß diese Beschlüsse von allen Mehrheitsparteien der zweiten Kammer als unbedingt verbindlich erachtet würden. Hierin aber hatte man sich sehr getäuscht. Am

5. April selbst erklärte das Zentrum — in dem Augenblick, wo es zustimmte —, daß diese Zustimmung nur vorerst geschehe, daß es nicht bloß ein paar einzelne Punkte (die den katholischen Einfluß in der ersten Kammer zu vermindern geeignet sind) beanstande, sondern daß es angesichts der bevorstehenden Verminderung der katholischen Mehrheit in der ersten Kammer (die auf etwa 26 Mann — gegen 22 Protestanten — sinken dürfte) *besondre Bürgschaften für die Kirche in der Zukunft verlangen müsse.* Diese Bürgschaften kleidete es sofort in die Form von sogenannten Initiativanträgen. Der erste stellte die Forderung auf, daß der katholische Bischof die Leitung des gesamten katholischen Religionsunterrichts in den niedern und höhern Schulen erhalte, so, daß er auch die Lehrbücher bezeichnen und die Religionslehrer ernennen dürfe. Der zweite Antrag verlangte für den Bischof das Recht, auch Männerorden im Königreich einzuführen, und ließ der Staatsregierung nur dann die unbedingte Befugnis, Einsprache zu thun, wenn Niederlassungen der Orden etwa an vorwiegend evangelischen Orten angelegt werden sollten. An überwiegend katholischen Orten dagegen sollte ein Nein des Staates nur dann statthaft sein, wenn der Ort ihm „ungeeignet“ oder die Zahl der schon bestehenden Klöster des betreffenden Ordens groß genug scheine. Der dritte Antrag bezweckte, daß alle Volksschulen für Konfessionsschulen erklärt werden sollten, sodaß die Lehrer an den Volksschulen durchaus der Konfession angehören müßten, der die Mehrheit der Schüler angehört.

Die Bestimmungen des ersten und dritten Antrags sollten der Verfassung einverleibt, also unter den besondern Schutz gestellt werden, daß ihre Beseitigung künftig nicht durch einfache Mehrheit erfolgen könnte, sondern nur durch Zweidrittelmehrheit. Eine solche wird sich auch künftig in der ersten Kammer gegen die katholischen Ansprüche niemals erzielen lassen. Die Hüter dieser Ansprüche können dann ruhig schlafen. Ja selbst in der zweiten Kammer wird das Zentrum vermöge des „Proporzes“ und des Wegfalls der Stichwahlen so stark werden, daß es vielleicht ein Drittel der Sitze erlangt und auch hier die Verfassungänderung hintertreiben kann.

Alle drei Anträge sind nun am 14. Mai nach dreitägigem Redekampf von der zweiten Kammer mit 58 gegen 22 Stimmen abgelehnt worden. Das Zentrum stand dabei fast völlig allein; ihm sprangen nur zwei — sonst freikonservative — Ritter katholischer Konfession und ein katholischer Demokrat bei, der an Werktagen rot, an Sonntagen schwarz schillert. Alle andern Parteien, selbst die zur Zeit so mächtige Demokratie, stimmten geschlossen mit Nein, und das Ministerium erklärte durch den Mund des Freiherrn v. Mittnacht alle Anträge — sowohl als Ganzes wie in ihren einzelnen Teilen — für völlig unannehmbar. Da das Zentrum ihm die Anklage der Rechtsverweigerung den Katholiken gegenüber ins Gesicht schleuderte, so ward die Abstimmung zugleich zu einer Vertrauenskundgebung für das Ministerium.

Vergeblich versuchte das Zentrum im Laufe der Debatte zu beweisen, daß alle Anträge eigentlich ganz selbstverständlich und dem bestehenden Recht gemäß seien; es ward völlig widerlegt. Der Staat hat bisher nicht bloß die Aufsicht über das geübt, was man seine künftigen Bürger in den Religionsstunden lehrt, sondern er hat insbesondre auch an allen höhern Schulen die Religionslehrer ernannt (an den Volksschulen sind es natürlich einfach die Ortspfarrer, aber mit staatlicher Zustimmung); künftig soll der Bischof das Ernennungsrecht haben. Gegen Errichtung von Orden hatte der Staat bisher ein unbedingtes Ablehnungsrecht, und er ließ nur Frauenorden zu; von nun an soll sein Veto nur noch ein sehr eng umschriebnes sein. Die Volksschule endlich ist zwar in Württemberg konfessionell, aber nur durch einfaches *Gesetz* vom Jahre 1836; in die *Verfassung* ist dieser Satz bis jetzt nicht aufgenommen, und das macht einen handgreiflichen, großen Unterschied.

Wir wollen nun an dieser Stelle nicht untersuchen, ob die Regierung und die Kammermehrheit — rein grundsätzlich angesehen — durchaus im Rechte waren, ob also die katholische Behauptung, daß aus dem in § 78 der Staatsverfassung dem Bischof und dem Domkapitel gewährleisteten Recht auf „die Leitung der innern Angelegenheiten der katholischen Kirche“ nicht das Recht der Einführung von Orden folge. Der Kultusminister Dr. v. Sarwey hat dem gegenüber freilich erklärt, daß dieses Recht des Bischofs auf Einführung von Orden lediglich ein *kirchliches* Recht sei, daß aber der *Staat* seinerseits nun keineswegs verpflichtet sei, dieses Recht anzuerkennen; daß vielmehr nach moderner staatsrechtlicher Auffassung der Staat bestimmt, was er als „innere Angelegenheiten“ einer Kirche gelten lassen wolle; kein Staat lasse sich das einfach von der Kirche vorschreiben: das hieße abdanken. Ist das richtig, so bliebe wohl immer noch die Frage, ob nicht ein Gefühl der Billigkeit die evangelische Mehrheit zur Gewährung von Orden bestimmen sollte. Hier ist aber eben der Punkt, an dem zur Zeit Alles hängt. Bei der jetzt im gesamten evangelischen Württemberg herrschenden Stimmung sind alle Tendenzen, die der katholischen Kirche etwa freundlich entgegenkommen möchten, niedergehalten. Der Zentrumsführer Gröber hat offen gesagt, die Sage vom konfessionellen Frieden in Württemberg habe keinen Boden; und die Schuld an diesem Zustande liegt, das kann nicht verkannt werden, vornehmlich an dem allgemeinen Verhalten der katholischen Kirche gegenüber dem Protestantismus. Der privilegirte Abgeordnete Dekan Kollmann äußerte freilich in einer im ganzen überaus maßvollen und wohlthuend berührenden Rede, daß es protestantischerseits nur der Gerechtigkeit bedürfe, und der Frieden sei sofort hergestellt. Gebt uns unser Recht, rief er aus, und ihr werdet erleben, daß auch in Württemberg „Gerechtigkeit und Friede sich küssen.“ Die Kammer hörte die Botschaft des milden Priesters wohl, aber sie vermochte nicht ihr zu glauben. Der wirkungsvollste Redner der Mehrheit, der Prälat v. Sandberger, erklärte vielmehr gerade heraus, der Protestantismus sehe sich gegenwärtig von einer über furchtbare Mittel verfügenden und rücksichtslosen Macht, der Papalkirche, angegriffen und geradezu herausgefordert, und er müsse sich ihrer um seiner Selbsterhaltung willen mit aller Kraft erwehren. Die Behandlung der gemischten Ehen und die Canisiusenzyklika Leos XIII. haben auf den Beschluß vom 14. Mai aufs entschiedenste eingewirkt. Die Orden sind nicht etwa bloß Anstalten zum Wohlthun oder zu frommer Beschaulichkeit, ward dem Zentrum zugerufen, sondern sie sind Kampforganisationen einer Kirche, die aller protestantischen Bildung den Tod geschworen hat; wir Schwaben sind nicht so thöricht, den Feind in unser Land zu lassen, wenn wirs ihm wehren können! Das württembergische Volk, rief einer der demokratischen Führer, Konrad Haußmann, will keine Orden: der Volkswille aber ist uns Demokraten Gesetz!

Der 14. Mai 1898 ist sonach ein denkwürdiger Tag nicht bloß der württembergischen, sondern der deutschen Geschichte. Sein eigentümliches Gepräge empfängt er nicht allein durch die Ablehnung der Anträge an sich, sondern mehr noch durch das einmütige, fest geschlossene Zusammenstehen des gesamten nicht ultramontanen Württemberg. Man hätte es vorher nicht für möglich gehalten, daß ein so energischer Gesamtwille sich bilde: aber — ob man es lobe oder tadle — er ist da. G Egelhaaf

---

Aus dem kirchlichen Leben Berlins

4. Kirchbauten und Kirchbaunot

Im Jahre 1864 hatte Berlin bei einer Gesamtbevölkerung von 602000 Seelen 551000 Evangelische, die in 28 Parochien gegliedert waren, die Zahl der Gotteshäuser betrug damals, die Personalgemeinden eingerechnet, 40, die Zahl der Geistlichen in den 28 Parochien 62, mit den Personalgemeinden 86: die Anstaltsgeistlichen, damals 26, bleiben hier absichtlich ausgeschlossen. Es sind dies Zahlen, die hinter denen, die in jener Zeit andre Städte aufzuweisen haben, nicht zurückbleiben; man hätte nur wünschen können, daß die kirchliche Versorgung Berlins dem Wachsen der Bevölkerung Rechnung zu tragen vermocht hätte. Zwanzig Jahre später, 1885, hatte sich die Seelenzahl der Stadt verdoppelt, aber zu den 28 Parochien der Evangelischen waren in diesem Zeitraum nur 2 neu hinzugekommen. Es soll hier nicht erörtert werden, wer für solch heillose Unterlassungssünden verantwortlich zu machen ist; es genügt darauf hinzu-

weisen, daß schon fünfzig Jahre früher einmal ein ähnlicher Notstand eingetreten war, dem dann in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. abgeholfen worden ist, und dem die teils ausgeführten, teils unausgeführt gebliebnen Schinkelschen Kirchbauentwürfe zu verdanken sind. Daraus allein folgt schon: eine Partei hat den kirchlichen Notstand Berlins nicht verschuldet, sondern die ganz unzureichende Organisation des evangelischen Kirchenwesens der Stadt. Den Anfang zu einer Heilung des Notstandes haben im Jahre 1885 die Vereinigten Kreissynoden gemacht, zu einer Zeit, da die liberale Mehrheit in der Versammlung noch vorhanden war, mit der Bewilligung der ersten Baugelder aus den Erträgnissen der Kirchensteuer; es handelte sich damals um den Bau der Gethsemane- und der Emmauskirche für den Norden und den Südosten der Stadt. Aber zu verkennen war nicht, daß die Kirchensteuer das nicht nachzuholen vermöge, was zwei Dezennien hindurch versäumt worden war. Hier in die Bresche zu treten, hat der in den ersten Monaten des Jahres 1888 begründete Evangelisch-kirchliche Hilfsverein unternommen und der an ihn angeschlossene Kirchbauverein. Es gehört zu der Eigenart der kirchlichen Zustände in den östlichen Provinzen Preußens, daß weite Kreise ihr Verhalten abhängen lassen von der Stellung, die das Herrscherhaus dabei einhält. An der Begründung der beiden Vereine hatten der damalige Prinz Wilhelm von Preußen und seine Gemahlin das lebhafteste Interesse gezeigt; kurz vor dem Tode des Kaisers Friedrich und mit seiner Genehmigung übernahm die jetzige Kaiserin das Protektorat über den Verein. Sehr beträchtliche Summen wurden alsbald von den Mitgliedern des Herrscherhauses dem Liebeswerke zugewendet, und lediglich ihrem Vorgehen ist es zu verdanken, daß dem Verein innerhalb weniger Jahre so unerwartet reichliche Geldmittel zuflossen. Mit großem Geschick hat Graf Mirbach, der Kammerherr der deutschen Kaiserin, es verstanden, hervorragende Persönlichkeiten der staatlichen wie der städtischen Behörden, des Großgrundbesitzes, der Finanzwelt und der Großindustrie innerhalb wie außerhalb Berlins für die Sache zu gewinnen, die verschiedensten politischen und kirchlichen Richtungen heranzuziehen, und diesem Arbeiten mit vereinten Kräften hat der Erfolg entsprochen. Die Thätigkeit des Kirchlichen Hilfsvereins, die zur Stärkung und teilweise zur Neubegründung von Werken der Innern Mission bestimmt war, geht über die Hauptstadt hinaus, wie denn in den verschiedensten Teilen der Monarchie Zweigvereine entstanden; der Kirchbauverein hat sich zwar nicht völlig aber doch vorzugsweise mit seiner Arbeit auf Berlin und dessen nächste Umgebung beschränkt, von ihm ist hier allein zu reden. Wenn es gelungen ist, innerhalb zehn Jahren 27, zum Teil sogar sehr stattliche Kirchbauten in Berlin und seinen nächsten Vororten fertig zu stellen, so hat dies zwar der Kirchbauverein oder der Kirchliche Hilfsverein nicht allein gethan, wie z. B. die Stadtsynode 1772000 Mark dazu beigetragen hat, aber der intellektuelle Urheber der großen Kirchbauthätigkeit ist er doch. Nur durch die Begründung des Vereins waren gegen 7000000 Mark an freiwilligen Gaben von Privaten zu erhalten, nur durch ihn die stattlichen Bauplätze von der Stadtgemeinde Berlin und den Vororten, nur durch ihn ist es möglich geworden, daß die vermögenderen Kirchgemeinden der Hauptstadt, die bisher meist recht zurückhaltend mit ihren Geldern gewesen waren, sich haben bereit finden lassen, einschließlich der von ihnen dargebotnen Bauplätze weit über 4000000 Mark beizusteuern. Es liegt in dieser Kirchbauthätigkeit, wie sie in den ersten zehn Jahren der Regierung Kaiser Wilhelms II. Berlin gesehen hat, etwas Großartiges, das bei uns heute noch nicht nach Gebühr gewürdigt wird; denn es soll auch nicht vergessen werden, daß das in der Hauptstadt gegebne Beispiel in sehr weitem Umfang auf die Städte der Provinz nachgewirkt hat, um auch dort nachholen zu lassen, was versäumt war.

Wohl ist unter den kirchlichen Neubauten Berlins keine, die ein so eigenartiges Gepräge hätte, wie die Münchner Lukaskirche, auf die die dortige evangelische Gemeinde stolz sein darf; die Berliner Bauten schließen sich mehr an überlieferte Vorbilder an. Aber vorwiegend verwenden sie doch die Grundrißbildung einer Kreuzform mit verkürztem Langschiff, die den Innenraum mehr oder minder zu einer Zentralanlage gestaltet. In dieser Grundrißbildung, die heute unsern Architekten ganz geläufig ist, liegt offenbar vor: die evangelische Predigtkirche; sie ist bei mittelalterlichen Bauten, wenn überhaupt, dann nur ganz ausnahmsweise zu finden, schon aus dem einfachen Grunde, weil diese suchen mußten, Raum für mehrere Altäre zu gewinnen. Die Stilfrage aber hat für den evangelischen Kirchbau längst nicht die Bedeutung, die ihr so manchmal beigelegt wird. Bauten wie die Gnadenkirche im Invalidenpark, die Apostel-Pauluskirche in Schöneberg, die Lutherkirche und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, zumal deren innere Ausstattung, werden bei modernen evangelischen Kirchbauten in vorderster Reihe genannt werden. Was hier von Männern wie Otzen, Schwechten, Spitta geleistet worden ist, wird seinen Wert behalten und findet auch mit Recht schon die gebührende Anerkennung; zu bedauern bleibt aber, daß gerade von den beiden Bauten, in denen das protestantische Kirchenprinzip in durchaus eigenartiger und sehr geschickter Weise durchgeführt worden ist, am allerwenigsten geredet wird, von der Gethsemanekirche und vor allem der Emmauskirche beim Görlitzer Bahnhof. Will die Berliner Stadtsynode mit der Aufgabe, dem kirchlichen Notstand weiterhin zu steuern, Ernst machen, so muß sie an die von August Orth*) geschaffnen Kirchbauten anknüpfen, der besser als irgend ein Andrer verstanden hat, den Bedürfnissen der großstädtischen Gemeinden Rechnung zu tragen.**)

Innerhalb acht Jahren sind 14 neue Parochien geschaffen und dabei die ins Ungemessene angewachsenen Riesengemeinden Zion und Markus wenn auch noch lange nicht in kleine, doch in Gemeinden mittlerer Größe zerlegt worden. Soviel hier aber auch geschehen ist, so ist doch heute, wo die 45 Parochien Berlins (ohne Charlottenburg) mit 123 Geistlichen versehen sind, die kirchliche Versorgung der Stadt noch nicht wieder soweit gebracht, wie sie im Jahre 1864 gewesen ist. An der Leitung des Kirchlichen Hilfsvereins hat es nicht gelegen, daß noch immer zwei Gemeinden vorhanden sind, die über 100000 Evangelische zählen, und daß zwei andre eben geteilte Parochien in nicht langer Zeit wieder diese Zahl erreicht haben werden; mehr als einmal haben Schwierigkeiten rein örtlicher Art sich hemmend in den Weg gestellt, die zu überwinden noch viel Geduld und Mühe kosten wird.

Ungeachtet der großen Rührigkeit des Kirchlichen Hilfsvereins und Kirchbauvereins besteht in dem sehr stark bevölkerten Stadtteil des Südens und Südostens der kirchliche Notstand noch in völlig unvermindertem Maße weiter; es sind die drei aneinander grenzenden Parochien Heilig Kreuz, Emmaus, Andreas, zusammen mit annähernd 300000 Evangelischen. In der erstgenannten liegt neben der schönen stattlichen Kirche der Stöckersche Predigtsaal im Stadtmissionshaus, beide einander zu nahe, um auf die Entwicklung der Gemeinde nicht störend einzuwirken. Die Gefahr liegt nur zu nahe, zu glauben, nach dem, was innerhalb der letzten zehn Jahre an Kirchbauten geleistet worden ist, sei dem Kirchenmangel in der Hauptstadt abgeholfen. Und doch ist bis heute höchstens die Hälfte von dem nachgeholt, was seit 1864 versäumt worden war.***) Für das noch Fehlende aber wird die Steuerkasse der Stadtsynode nicht aufkommen können; selbst bei einer Erhöhung der Kirchensteuer wird diese nicht mehr zu leisten vermögen, als das durch die alljährlich stattfindende Vermehrung der Volkszahl entstehende weitere Bedürfnis an Kirchbauten zu decken, zumal mit jeder neu abzuzweigenden Parochie für die Steuerkasse neue ständige Ausgaben entstehen für die neu zu creirenden geistlichen Stellen. Die Arbeit des Kirchbauvereins ist unter diesen Umständen noch immer eine für die Hauptstadt unentbehrliche, um so dringender aber ist zu wünschen, daß er seine Mittel lediglich dazu verwende, da Hilfe zu bringen, wo kirchlicher Notstand ist.

---

*) Zu einem ganz ähnlichen Urteil gelangt jetzt auch Oskar Mothes, Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaues (Leipzig, 1898), S. 278 ff.

**) Der jetzt im Bau begriffne neue Berliner Dom kann hier außer Betracht bleiben, da er in erster Linie als Hofkirche zu dienen hat. Die Baukosten werden vom preußischen Landtage bestritten.

***) Eine sehr sorgfältig gearbeitete Uebersicht über die Größenverhältnisse der Berliner Gemeinden enthält: Ernst Evers, An die Arbeit! Berlin, 1897.

Von den nähern Vororten südlich und östlich von Berlin bieten Tempelhof und Weißensee noch besonders ungünstige Verhältnisse; und namentlich in der letzten Gemeinde, die eine weit ausgedehnte Arbeitervorstadt bildet, hat sich Rom mit reich ausgestatteten Wohlthätigkeitsanstalten einzunisten gewußt, um im Trüben zu fischen, wo die evangelische Kirche ihre Pflicht versäumt. Die alte Dorfkirche war schon vor einem Menschenalter zu klein; seitdem hat sich die Bevölkerung verzehnfacht, und heute umfaßt die Gemeinde gegen 30000 Evangelische. So lange noch so schreiende Notstände bestehen, sollten andre ganz wohl gemeinte Bestrebungen, die aber doch Geldmittel des Vereins in Anspruch nehmen, beiseite bleiben. Denn da Weißensee nicht zum Weichbilde Berlins gehört, kann die Stadtsynode hier nichts helfen, und die Gemeinde ist auf den Verein angewiesen. Oder wenn an diesen nicht mehr appellirt werden kann, warum scheut man sich, der Gemeinde, die bei den weiten Entfernungen innerhalb der Parochie zwei Gotteshäuser braucht, statt mit dem kümmerlichen Ertrag einer Kirchenkollekte, mit einer Kirchbaulotterie unter die Arme zu greifen? Sollen denn diese Lotterien immer nur dazu dienen, um für Kathedralbauten der Papstkirche den Protestanten das Geld aus der Tasche zu locken?*)

5. Kirchenpolitisches

Das Wachstum der modernen Großstädte hat gewisse Erscheinungen aufzuweisen, die an den verschiedensten Orten in stets gleicher Weise wiederkehren. In der City von London hat das Geschäftsleben mit seinen großen Verkaufsläden und Magazinen allmählich die früher dort wohnende Bevölkerung hinausgedrängt und genötigt, in den äußern Stadtteilen ihren Wohnsitz zu nehmen. Berlin hat die gleiche Umwandlung aufzuweisen. Die Altstadt mit ihren altehrwürdigen Kirchen von St. Marien und St. Nicolai entvölkert sich, da die Geschäftsräume immer mehr von den frühern Wohnhäusern in Beschlag nehmen; neue Straßen, wie die prächtige Kaiser-Wilhelm-Straße, entstehen, die lediglich für diesen Zweck gebaut werden. Bereits geht diese Entvölkerung auf weitere Gebiete über, vor allem auf die Parochie der Friedrich-Werderschen Kirche und die der Neuen Kirche am Gensdarmenmarkt; in einer andern Gemeinde, der Dorotheenstadt, hat der Stadtbahnhof Friedrichstraße dazu geführt, daß die bisher dort wohnhafte Bevölkerung durch die neu entstehenden gewaltigen Gasthöfe verdrängt wird.

Auf das kirchliche Leben sind diese Wandlungen von schwerwiegendem Einfluß geworden.

Das altangesessene Berliner Bürgertum, das allerdings durch das gewaltige Anwachsen der Einwohnerzahl, wie sie etwa mit dem Jahre 1860 begonnen hat, stark in den Hintergrund gedrängt wird, ist nach alter Tradition liberal in seinem politischen wie in seinem kirchlichen Leben. Auch die neu hinzukommenden Bevölkerungselemente werden durch solche Verhältnisse beeinflußt, und es ist darum natürlich, daß, als die Falksche Kirchenverfassung ins Leben trat, die liberale Partei in solcher Uebermacht erschienen ist. Die Schaffung einer konservativen Partei auf dem kirchlichen sowohl als auch auf dem politischen Gebiete der Hauptstadt, im wesentlichen das Werk Hofprediger Stöckers, hat vorzugsweise Bevölkerungselemente herangezogen, die erst in neuerer Zeit dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Die positive Partei hat dann durch eine geschickt geleitete Agitation von Jahr zu Jahr mehr Boden gewonnen, im Jahre 1889 hatte sie bereits die Majorität der Vereinigten Kreissynoden erlangt; von den vier Kreissynoden hat sich nur eine einzige, Berlin-Kölln, eine liberale Majorität bewahrt. Geblieben ist aber im Besitz der Liberalen ein zusammenhängender Komplex von Gemeinden, der die Innenstadt umfaßt und vom Königsthor bis zum Hallischen Thore reicht, der zeitweise wohl geschmälert, aber nie durchbrochen worden ist. Ausgehend von einigen der jüngern Gemeinden, namentlich im Norden und Westen der Stadt, hat dann die positive Partei allmählich fast die ganze Kette der Peripheriegemeinden gewonnen, sogar einige der alten Gemeinden der Innenstadt, wie Sophien. Wenn sich heute ein Rückschlag gegen diese Bewegung vollzieht, ist es nicht zufällig, daß auch er ausgeht von Gemeinden im Westen der Stadt, der Zwölfapostel- und der Lutherkirche. Aus den alten liberalen Gemeinden der Innenstadt, der Jerusalemer und der Neuen Kirche ist durch die oben angedeutete Ausdehnung des Geschäftsviertels ein starker Teil der Bevölkerung in den Westen gedrängt worden und hält sich augenblicklich noch als Personalgemeinde zu den Geistlichen seines frühern Stadtteils mit nicht geringerer Anhänglichkeit und Treue, als die Personalgemeinden so mancher Geistlichen der positiven Richtung. Diesem Bevölkerungselement, und zwar ganz vorwiegend Kreisen des gebildeten Mittelstandes, ist der Umschwung in den kirchlichen Wahlen jener Gemeinden zuzuschreiben. Die Wahlen des Jahres 1894 bedeuten den Beginn dieser rückläufigen Bewegung, die ganz offenbar in stetiger Ausbreitung begriffen ist.

Von einer Mittelpartei ist heute in den Berliner Gemeinden keine Rede, die schwachen Anfänge zur Bildung einer solchen sind wieder zerfallen. Und man darf auch nicht wünschen, daß eine solche dritte Organisation neben die beiden andern bestehenden trete. Liegt denn das Wesen unsrer evangelischen Kirche in der Partei?

6. Schlußwort

Im Vorigen ist das Kirchentum Berlins absichtlich nur von der Seite geschildert worden, wie es in die äußere Erscheinung tritt. Wenn dabei auf so manche Uebelstände hingewiesen werden mußte, die darin zu Tage treten, ist es in der Absicht geschehn, zu zeigen, wo bessernd einzugreifen ist. Das kirchliche Leben Berlins wird, das ist heute so der Brauch, recht ungünstig beurteilt, lediglich darum, weil es die Allermeisten mit Voreingenommenheit beurteilen. Auch aus den hier gegebnen Mitteilungen wird wohl einer oder der andre Passus aus seinem Zusammenhang gerissen in solcher Weise verwertet werden. Zum Ausgangspunkt genommen für so ungünstige Beurteilung wird nicht selten irgend ein Zweig der christlichen Liebesthätigkeit, bei dem, was die Evangelischen der Hauptstadt aufbringen, im Verhältnis zu der Einwohnerzahl vielleicht recht gering ist gegenüber dem, was gar mancher viel kleinere Platz der Provinz zu leisten vermag. Vergessen wird dabei stets, ein wieviel stärkerer Anspruch in der Großstadt an die Mildthätigkeit gestellt wird, bald für im engern Sinn kirchliche, bald für allgemeine humanitäre Zwecke; hier kann auch der Mildthätigste und Freigebigste gelegentlich unlustig werden über die polizeilich genehmigten Sammellisten, die fast Woche für Woche, oft Tag für Tag ihm vorgelegt werden. Die Großstadt bringt ja Notstände mit sich, von denen man sich auf dem Land und in den kleinern Städten nichts träumen läßt. Und neben diesen Anforderungen an die Liebesthätigkeit steht noch ein schier bis ins Unübersehbare entwickeltes christliches Vereinsleben für die allerverschiedensten Zweige der äußern und innern Mission. Wer über das kirchliche Leben Berlins aburteilen will, darf daran nicht vorübergehn, denn hier liegt die Wurzel seiner Kraft. Dessen uns zu rühmen, kommt uns nicht zu, hier gilt nur Pauli Wort: So ich mich ja rühmen soll, will ich mich meiner Schwachheit rühmen.

So vieles von dem, was hier geleistet wird, kann nur in dem Rahmen der Vereinsthätigkeit geleistet werden. In andern Fällen freilich wäre eine mehr oder minder enge Angliederung an die Kirchgemeinden dringend zu wünschen. Stöckers viel angefeindete Stadtmission hat unzweifelhaft segensreich gewirkt, aber in wie vielen Gemeinden ist sie zu der verordneten Seelsorge ganz ohne Beziehung; ob es noch einmal gelingen wird, sie der organisirten Kirche einzuordnen, wer weiß es? Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein hat die unter dem Protektorat der Kaiserin stehenden Pflegestationen ins Leben gerufen; 14 über die verschiedensten Teile der Stadt zerstreute Stationen sind durchschnittlich mit acht Diakonissinnen besetzt, die sich der häuslichen Krankenpflege zu widmen haben. Bei Beginn ihrer Thätigkeit ist von berufner Seite öffentlich, wenn auch in etwas unbestimmter Form, die Zusicherung gegeben worden, man werde die Stationen der organisirten Kirche anzugliedern suchen.

*) Dieser Empfehlung einer Lotterie zu kirchlichen Zwecken kann die Redaktion sich nicht anschließen.

Diese Stationen der „Kaiserin-Schwestern“ haben sich eine gewisse Beliebtheit erworben, aber daß man sie so lose neben die Gemeinden stellt, läßt sie doch nicht zur vollen Wirksamkeit kommen. Die Gemeindeglieder wissen gewöhnlich nicht, wo die Stationen sind; und so werden auch jetzt noch in evangelischen Familien bei Krankheitsfällen viel zu oft die katholischen Grauen Schwestern herangezogen. Außerdem aber hat der Kirchliche Hilfsverein nur durch Anwendung sehr eindringlicher Mittel es vermocht, die für die Stationen nötigen Gelder aufzubringen, und mehr als Ein andrer Zweig der Liebesthätigkeit hat diese ihm erstandne Konkurrenz zu fühlen gehabt. Was der Kirchliche Hilfsverein nur mit großer Mühe für die Stationen aufbringt, würde mühelos in den meisten Stadtteilen aufgebracht werden, sobald man die Erhaltung der Stationen den Gemeinden übertragen würde; verschlagen würde es dabei wohl auch nichts, wenn einstweilen noch zwei oder drei Gemeinden an einer Station beteiligt blieben. Die Gemeinden würden sich daran gewöhnen, die Stationen als die ihrigen zu betrachten. Die jetzt bestehende einheitliche Organisation aber könnte sehr wohl weiter bestehn; dem Verein bliebe die Sorge, das Netz der Stationen zu erweitern und etwa solche Stationen zu unterstützen, die von der Ortsgemeinde nicht erhalten werden können. Die Notwendigkeit, die evangelische Kirchgemeinde weiter auszubauen, fühlen gar Viele; sobald es sich aber darum handelt, mit dem Ausbau Ernst zu machen, kommt die ängstliche Scheu, sich damit hervorzuwagen.

Der Krebsschaden, unter dem das ganze kirchliche Leben Berlins zu leiden hat, ist das unselige Parteitreiben. Bei irgend einem Liebeswerk, das diesem Getriebe noch so fern stehen mag, glauben oft besonnene Männer, sich nur dann beteiligen zu können, wenn ein Mann ihrer eignen Richtung Vorsitzender ist. Daß man ein christliches Liebeswerk betreiben könne, ohne gleichzeitig an die Partei zu denken, der der Einzelne angehören mag, ist Vielen gar schwer verständlich zu machen; als ob die Person hier bedacht werden sollte und nicht die Sache. Wie viel höher das arme Mütterchen steht, das sein Scherflein giebt, weil es weiß, daß es da gut angewendet ist, wird nicht bedacht.

Dem Kirchlichen Hilfsverein und dem Kirchbauverein hat man es verdacht, daß er alle kirchlichen Richtungen für seine Zwecke zu gewinnen gewußt hat, als ob eine Arbeit von solchem Umfang im engen Konventikelkreise betrieben werden könnte. Aber es ist dies doch nur ein Symptom für die heute in der evangelischen Kirche vorherrschende Stimmung, die darauf gerichtet ist, sich in möglichst viel Gruppen und Richtungen zu zersplittern.

„Getrennt marschiren und vereint schlagen!“ wird allenthalben als Losung ausgegeben in unsrer evangelischen Kirche; vergessen wird aber dabei, daß ein scharfblickender Feldherr dazu gehört, dem seine Soldaten auch unbedingte Folge leisten wollen. Wo dieser fehlt, führt das Getrenntmarschiren unweigerlich dazu, daß man auch getrennt geschlagen wird. Wohin man jetzt sieht, gewahrt man Zwietracht, Eifersucht, Feindschaft, Haß, wobei nur der Ehrgeiz einiger Weniger seine Befriedigung findet; die zentrifugalen Mächte sind es, die heute zu herrschen scheinen, und in dieser Zerfahrenheit will man kämpfen mit der roten Internationale und mit der nicht minder gefährlichen schwarzen. Heute wird feierlich auf der Generalsynode wider die Canisiusenzyklika protestirt, morgen von denselben Männern gebuhlt um die Gunst des Zentrums, das an der Zersplitterung im evangelischen Lager natürlich sein Wohlgefallen findet.

Noch sind nicht zehn Jahre verstrichen, daß auf jeder Synode, jeder kirchlichen Konferenz allüberall die Notwendigkeit ausgesprochen wurde, kleine Gemeinden zu errichten, in denen ein lebendiges evangelisches Bewußtsein sich entwickeln könne, um den Gefahren der wirtschaftlichen Verhältnisse in unserm Volke zu begegnen. Und wie steht es heute in jenen Versammlungen? Das vorige Thema ist völlig verschwunden vor dem Gezänke über theologische Schulmeinungen, das heute unser ganzes kirchliches Leben vergiftet. Was vor wenigen Jahren als das dringlichste Bedürfnis der evangelischen Kirche galt, ist vergessen; das Gezänke um die Schulstreitigkeiten ist wichtiger — mag aus der Gemeinde werden was da will. Gott bessers!

Verschiedenes

Unter der Sonne Homers. Erlebnisse und Bekenntnisse eines Dilettanten von Wolfgang von Oettingen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1897. 352 S. Brosch. 5 Mk.

Das vorliegende Buch von Oettingen (z. Z. erstem ständigen Sekretär der Akademie der Künste in Berlin und als solchem auch Haupturheber der so überaus gelungnen Berliner Böcklin-Ausstellung) zeigt dieselben Vorzüge wie das vor wenigen Jahren erschienene köstliche Werk des Verfassers über Daniel Chodowiecki (Berlin, G. Grote, 1895). Dort wie hier ist der Stoff dem Verfasser zu einer liebevollen, tiefen Verinnerlichung geworden, dort wie hier spricht bei aller Sachlichkeit der Erörterung der individuelle Geist einer harmonischen Persönlichkeit zu dem Leser und fesselt ihn unaufhörlich von der ersten bis zur letzten Seite. Das Buch hat zum Inhalt die Beschreibung einer Reise, die den Herausgeber (als solchen stellt sich von Oettingen uns vor, als eigentlichen Verfasser der Schilderungen einen Freund, den Bibliothekar von Wolfsberg bezeichnend — eine durchsichtige [man vgl. bes. Kap. VI „Das Brünnlein“], aber geschickte Einkleidung, die den intimen, persönlichen Reiz des Ganzen erhöht) über Brindisi und die alte Phäakeninsel Scheria (h. Korfu) nach Griechenland geführt hat und von dort über Samothrake und die altionischen Städte in Kleinasien nach Konstantinopel. Insofern also eine Reisebeschreibung wie so viele andre, die heutigentages den Pilzen gleich emporsprießen, und doch über viele, viele emporragend durch den Geist, der durch diese Blätter der Erinnerung weht. Wenn je ein Wandrer südwärts zog, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“ — und es findend, so ist es der Verfasser unsers Buches. Es thut ordentlich wohl in einer Zeit, in der von neuem und heftiger denn je die Vertreter des Utilitätsprinzips, das im Grunde doch ein materialistisches ist, ausziehen zur Bekämpfung der Antike als Bildungselement, solch ein selten Buch zu lesen, das Seite für Seite Zeugnis ablegt, welch innere wärmende und Alles erfüllende Kraft der Antike innewohnt, wenn sie in einem empfänglichen Herzen zu neuem Leben geboren wird. Sein Bestes, was er hat an innrer Reife wissenschaftlicher und ästhetischer Betrachtung, verdankt der Verfasser, das ist das dankbare, jubelnde Bekenntnis jeder Seite, der Erkenntnis und der Durchdringung des harmonischen Griechengeistes, der ihm zum seelischen Lebensodem, zum Mittelpunkte seines Denkens und Fühlens geworden ist, der ihm das „Wissen zur Weisheit“ gestaltet hat. Dabei ist ihm aber das Auge nicht trübe geworden den Erscheinungen des modernen Lebens, den Forderungen unsrer Tage gegenüber (man vgl. bes. Kap. VIII „Vom Volke der Hellenen“ und Kap. XIV „Die Türken,“ auch die Schilderung des Aschura-Festes in Kap. XVII); und so sehr er schönheitstrunken unter dem südlichen Himmel schwärmt, er hat die Beziehungen nicht verloren zur deutschen Heimat „dem Lande seiner tiefern Liebe,“ zum „deutschen Finkenschlag und Buchenwald,“ zum deutschen Frühling, „wenn die Tannen rauschen und sausen im Märzwind, und der Bach im Thal sprudelnd, frühlingstoll durch den Wiesengrund zieht.“ — Das Buch, das sich im übrigen auch durch eine abgeklärte, vielfach humoristische und leise ironisirende Schreibart auszeichnet, sei allen Lesern auf das beste empfohlen, am wärmsten denen — und hoffentlich sind es gar viele — die sich die dankbare Erinnerung an das bewahrt haben, was sie selbst der humanistischen, der klassischen Bildung verdanken. Sind ihnen die „Erztugenden der Antike, die Klarheit, die Grazie und Harmonie“ nicht Schall und Rauch geblieben, sind sie ihnen vielleicht zum Leitmotiv des eignen Lebens geworden, so werden sie bei der Lektüre unsers Buches den seltenen und reinen Genuß haben, den der Umgang mit einem wesensverwandten Geiste gewährt. P A—l

Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. Leipzig, Duncker und Humblot, 1897. 5 Mk., gebunden 7 Mk.

In dem Eingangsaufsatz der vorliegenden Nummer habe ich das ausgezeichnete Buch bereits erwähnt. Ich möchte nicht unterlassen, die Leser der Christlichen Welt noch einmal ausdrücklich darauf hinzuweisen. Wer es liest, wird die Wahrheit der Schlußworte der Vorrede verstehen: daß kein Klang Kaiser Wilhelm I besser ehren konnte, als der nicht der Lobrede, sondern der ehrlichen Prüfung. Während die Panegyriker, wie sie es zu allen Zeiten gethan haben, aus der Lebensgeschichte des Kaisers jede merkliche Entwicklung auswischen, ihn als Träger Bismarckscher Gedanken hinstellen in Jahren, wo selbst dieser sie noch nicht gedacht hatte, statt des Zusammenwirkens gegensätzlicher Kräfte, worin doch der Reiz der Geschichte besteht, die eintönige Entfaltung eines feststehenden Programms setzen und so ein Bild malen, auf dem man vor lauter Licht kein Leben sieht — hat Marcks gerade der Entwicklung der Gesinnungen des Kaisers besonders liebevolle Aufmerksamkeit zugewandt und damit seinem Andenken den denkbar wertvollsten Dienst geleistet. Denn diese Entwicklung besteht aus lauter Siegen über sich selbst und verläuft in immer erneuten Kämpfen zwischen einer pietätvoll festgehaltenen Tradition und neuen zwingenden Einsichten. Daß der sittliche Wille die eigentlich treibende Kraft, wie des persönlichen Lebens, so der Geschichte der Völker ist, und nicht die wirtschaftlichen Mächte, die es bedingen, lehrt auch dies schöne Buch; es wirkt dadurch im besten Sinne erbaulich. E F

Niederrheinisches Synodal- und Gemeindeleben „unter dem Kreuz.“ Unter Verwertung bisher unbenutzten urkundlichen Materials. Von Professor Lic. Eduard Simons. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1897. VIII, 129 S. 3 Mk.

Bei der großen Bedeutung, die gegenwärtig in den allermeisten der zahlreichen deutschen Landeskirchen das Synodalwesen hat oder doch

haben könnte, dürfte es für jeden Gebildeten von besonderm Interesse sein, an der Hand eines so kundigen Führers, wie Eduard Simons, einen Ausschnitt des Synodallebens des sechzehnten Jahrhunderts kennen zu lernen. Hier am Niederrhein ist es, wie z. B. Jahrzehnte zuvor in den süddeutschen und schweizerischen Städterepubliken, der Machtbereich der reformirten Kirche, in dem sich die Synoden entwickeln. Auf einer der ersten niederrheinischen Synoden begegnet uns ein Marnix von Sankt Aldegonde; ihre Bedeutung kann nicht besser illustrirt werden. Mit Benutzung eines reichen handschriftlichen Materials deckt der Verfasser vieles bisher Unbekannte auf und giebt ein anschauliches Bild der Synoden. Sie bieten wirkliches Leben, weil das Leben von Gemeinden hier „zu einem guten Teil sich abspielte, weil ihnen niemals vor dem Begriff der Kirche der der Gemeinde entschwand, jede katholisirende Ueberschätzung des Kircheninstituts und damit römischer Sauerteig ihnen fernblieb." Der zweite und dritte Abschnitt schildert uns das Leben der kölnischen Gemeinden, der deutsch-reformirten sowie der lutherischen. Unter den Beigaben sind die Akten mehrerer wichtiger Synoden, Kirchen- und Predigerordnungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervorzuheben. Man darf dem Herrn Verfasser für diese Beigaben besonders dankbar sein; hat es doch für jeden kirchengeschichtlich Interessirten einen eignen Reiz, so unmittelbar das Leben dieser Gemeinden zu schauen, mit ihren heimlichen Predigern und ihren bedrängten heimlichen Hauskirchen. Hubert

Religionswissenschaftliches. Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1897. 2 Bände, 396 und 512 S. 20 Mk., geb. 25 Mk.

D. J. A. Fries: Moderne Darstellungen der Geschichte Israels. Ebendaselbst. 40 S. 0,60 Mk.

Lic. Arnold Meyer: Die moderne Forschung über die Geschichte des Urchristentums. Ebendaselbst. 94 S. 1,20 Mk.

Chantepie de la Saussaye: Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. Ebendaselbst. 36 S. 0,60 Mk.

Die drei letzten Schriften sind drei Vorträge, gehalten auf dem ersten religionswissenschaftlichen Kongreß in Stockholm im September des vorigen Jahres. Ueber den Kongreß selbst vergl. Chronik 1897 Nr. 39 und Christliche Welt 1897 Nr. 37.

Die Religionsgeschichte ist als selbständige Wissenschaft eine der jüngsten im Kreis der übrigen Schwestern. Sie hat lange Zeit im Dienst der Religionsphilosophie gestanden, liefert dieser heute noch einen großen Teil ihres Arbeitsmaterials, hat sich aber allmählich eine selbständigere Stellung errungen. Diese Trennung von Mutter und Tochter ist nicht immer in der freundschaftlichsten Weise erfolgt; die Tochter hat manchmal die Pflichten der Pietät verletzt und sich Uebergriffe erlaubt, die besser unterblieben wären, und der Mutter hat es manchmal an innerm Verständnis und an äußerer Nachsicht gefehlt für das andre Temperament und die neuen Aufgaben, die die Tochter sich erwählt. Daß die junge Wissenschaft ihre Jugend nicht vertändelt, sondern mit ernster Arbeit zugebracht hat, davon legt wieder das zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen neu aufgelegte Lehrbuch der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye Zeugnis ab, das eine vollständige Umarbeitung erfahren hat, freilich ohne daß man sagen dürfte, daß in allen Punkten schon das Höchste erreicht ist, was erreicht werden kann.

Neben der Religionsphilosophie ist der Religionsgeschichte in den letzten Jahren ein neues Gebiet erwachsen für die Verwertung ihrer Forschungen. Dies ist die Erklärung der heiligen Schrift, die Exegese. Wir stehen heute in der Geschichte der Exegese an einem bedeutenden Wendepunkt (vergl. Christliche Welt 1897 Nr. 39 und 41), und die beiden erstgenannten der angeführten Vorträge lassen dies von neuem erkennen. Beide wollen einen Ueberblick geben über das, was in den letzten Jahrzehnten und Jahren auf dem Gebiet der sogenannten biblischen Theologie und Einleitung gearbeitet und erarbeitet worden ist, und beide geben hierfür eine treffliche Zusammenstellung. Vielleicht hätte der Wendepunkt, an dem wir sowohl auf alttestamentlichem wie neutestamentlichem Gebiet stehen, noch schärfer herausgestellt werden dürfen. Er läßt sich in den Satz zusammenfassen, daß wir die mühsame litterarkritische Arbeit im großen und ganzen beendet sehen und nun die religionsgeschichtliche Methode ihr Werk beginnen kann und zum Teil bereits begonnen hat. Da erst verhältnismäßig wenig Gelehrte diese neue Methode verfolgen, so mag es für den Fernerstehenden den Anschein haben, daß nur an einzelnen Punkten eine Fortbildung der bisherigen Resultate stattfinde; für den, der tiefer schaut, thut sich für die Behandlung der Schrift eine ganz neue Welt auf, nicht weniger groß und mannichfaltig, als sie uns gegeben worden ist durch die philologisch-grammatikalische Exegese und die an sie angeschlossene Litterarkritik. Das Problem, das der religionsgeschichtlichen Betrachtung gestellt ist, ist dabei dies: einerseits die Erscheinungen religiösen Lebens, wie sie in der Schrift uns vorliegen, nicht als isolirte Größen zu betrachten, sondern im Fluß der ganzen Religions-, Kultur-, Handelsgeschichte u. s. w. und andrerseits ihnen doch Nichts zu nehmen von ihrer Eigentümlichkeit und von dem, was sie von allem Andern unterscheidet. Es gilt, die gewaltige Masse zu beachten, die das Gebirge konstituirt und zugleich darauf zu blicken, wie die einzelnen Kämme und Spitzen sich losringen von dem breiten Unterbau.

Da unser christlicher Glaube gegründet ist auf die Heilsthatsachen der Geschichte, deren Dokumente in der Schrift niedergelegt sind, so wird diese neue Methode nicht ohne Berührung bleiben mit dem Gebiet des Glaubens und der Frömmigkeit. Wird dieser Einfluß für die Frömmigkeit stärkend oder hemmend sein? Wird die Frömmigkeit eine Förderung von der neuen religionsgeschichtlichen Schriftauslegung erwarten dürfen, oder werden mit ihrem Aufkommen ähnliche, ja noch größere Erschütterungen heraufbeschworen werden, wie sie uns die litterarkritische Betrachtung der Schrift gebracht hat? Das sind die Fragen, die dem Exegeten aufsteigen, dem zugleich die Erneuerung und Erhaltung der christlichen Frömmigkeit als die wertvollste Aufgabe erscheint. In seinem oben genannten Vortrag kommt Saussaye zu ähnlichen Fragen von dem mehr allgemeinen Gesichtspunkt aus, wie die Kenntnis fremder Religionen auf die Beurteilung und Wertung der eignen wirke. Er ist dabei im Urteil vorsichtig und weist nur nach, welche Gefahren und welche Vorteile dem Glauben daraus erwachsen können. Uns möge die gleiche Zurückhaltung vergönnt sein hinsichtlich des Einflusses der religionsgeschichtlichen Schriftauslegung auf die Frömmigkeit. Aber selbst wenn wir großen Spannungen zwischen Beiden entgegengehen sollten, die religionsgeschichtliche Betrachtung der Schrift wird sich nicht zurückhalten lassen; denn sie ist der heutigen Exegese von Gott als Aufgabe gestellt. Doch vielleicht dürfen wir hoffen, daß die neue Methode unmittelbaren Wert für die Gemeinde hat und eine Förderung in der Geschichte der Frömmigkeit bedeutet. Vielleicht! W B

Neue Gefängnislitteratur. Hugo Heim: Die jüngsten und die ältesten Verbrecher nebst Lebensbeschreibung eines Zuchthaussträflings nach dessen Aufzeichnungen. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1897. 223 S. Heinrich Seyfarth: Hinter eisernen Gittern. Ein Blick in die Verbrecherwelt. Leipzig, F. Richter, 1898. 142 S. 2 Mk. Vielen sozial interessirten Lesern der Christlichen Welt glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf diese beiden Schriften aufmerksam machen, von deren Verfassern der erste lange Strafanstaltsgeistlicher an dem Zuchthaus zu Werden an der Ruhr war, aber jetzt dem Strafanstaltsdienst leider Valet gesagt hat, während der zweite als Anstaltsgeistlicher am thüringischen Männerzuchthaus zu Gräfentonna mitten drin im Gefängnisdienst steht. Es ist gewiß kein schlechter Dienst, den solche Schriften der Rechtspflege unsers Volkes leisten, wenn sie über dunkle Gebiete menschlichen Gemüts- und Seelenlebens ihre Erfahrungen mitteilen und die Anteilnahme weiterer Kreise für die pädagogischen und sozialen Fragen anregen, die die Verbrecherwelt zu lösen aufgiebt. Mittelstädt ironisirt in einer der bedeutsamsten und lehrreichsten Schriften, die es in der Gefängnislitteratur überhaupt giebt, in der bekannten Broschüre gegen die Freiheitsstrafe (Leipzig, Hirzel, 1879), über die Erfahrungen der Strafanstaltsgeistlichen, namentlich über ihre Bekehrungserfolge und den Eifer, mit dem sie diese so rasch zu Papier bringen, um sie urbi et orbi zu verkündigen und für moderne Gefängnisreformen begeisterte Propaganda zu machen. Von diesem ehedem vielleicht berechtigten Vorwurfe wissen sich die beiden obengenannten Verfasser frei. Mit edler Bescheidenheit lassen sie zwischen den Zeilen durchblicken, daß die Zahl der Gebesserten keinen Ruhmestitel pastoraler Thätigkeit an einer Strafanstalt bildet. Der Fleiß aber und der Scharfsinn, mit dem beide Verfasser ihr Material gesammelt und verwandt haben, ihre von tief sittlicher, religiöser und patriotischer Wärme durchglühte Darstellung muß auch den vorurteilsvollsten Leser anziehen und ihn mit Aufgaben befreunden, deren Lösung eine allgemeine Pflicht der menschlichen Gesellschaft ist. Obige Schriften haben gewiß die Absicht, immer aufs neue gegen einen herzlosen Pharisäismus zu Felde zu ziehen, der den Gefangnen die Rückkehr in das bürgerliche Leben zerstört; noch mehr aber bezwecken sie, einen Beitrag zu liefern zu den beiden Kardinalfragen, die augenblicklich die Kriminalisten beschäftigen: Wie verhüten wir die immer mehr zunehmende Kriminalität der jugendlichen Verbrecher? Wie machen wir die alten, gefährlichen und gewerbsmäßigen Verbrecher dauernd unschädlich? Mittelstädt hat Recht, wenn er behauptet, daß die bisherige Gefängniswissenschaft auf einem toten Geleis festgefahren und diesen beiden ernsten Problemen gegenüber hilflos sei. Auch Heim und Seyfarth gestehen dies etwas verblümt so ziemlich ein. Infolgedessen weist Heim den Gedanken der Deportation nicht mehr ab, und Seyfarth schließt sich ihm willig und gern an. Als neues beachtenswertes Material bringt er einen Brief des Majors Leutwein, des Landeshauptmanns von Deutsch-Südwestafrika, der sich für den Versuch einer Deportation unbedingt bejahend ausspricht. Auch sonst werfen beide Schriften noch viele interessante Schlaglichter auf soziale Fragen, für die das Auge der Gegenwart nie genug geschärft werden kann. Beide Schriften seien darum angelegentlich empfohlen.*) Heinrich Reuß

*) Die erste ist schon in Nr. 4 d. J. besprochen worden. D H

Anfrage an die Freunde

Es besteht die Absicht, unsre Eisenacher Zusammenkunft am 3. und 4. Oktober abzuhalten. Liegt irgend ein Bedenken dagegen vor? Würde dieser Termin mit irgendwelcher kirchlichen Versammlung zusammentreffen? In diesem Falle bitte ich um baldige Mitteilung. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Seine Verlobung mit Fräulein **Else Carl** aus Frankfurt a. M., Tochter des Herrn Julius Carl und seiner Frau Gemahlin geb. Creutznacher erlaubt sich ergebenst anzuzeigen

Berlin, Pfingsten 1898.

Willy Veit, Domkandidat.

Predigtamtskandidat, Hannoveraner, im Unterrichten erfahren, sehr gut empfohlen, sucht zu **Johannis oder später Stellung als Hauslehrer oder an einer Privatschule.**

Off. erbeten an die Expedition dieses Blattes unter Nr. 27.

In **Fr. Frommann's Verlag** in **Stuttgart** sind soeben erschienen:

Kirchliche Fälschungen.

I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius.

Von **Fr. Thudichum,**

Prof. d. Kirchenrechts a. d. Univ. Tübingen.

86 S. 8°. Brosch. 1 M.

Unsere Gebildeten u. die Kirche.

Ein Versuch zur Verständigung.

Von **G. Geroß,**

Stadtpfarrer in Stuttgart.

31 S. 8°. Brosch. 50 Pf.

Bildung und Kirche.

Vom Standpunkt des Laien aus beleuchtet

von **Dr. med. A. Fauser.**

24 S. 8°. Brosch. 50 Pf.

Ein französischer Student der Theologie sucht eine **Hauslehrerstelle** in Deutschland für die Monate August, September und Oktober. Refer. Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, **Paris.**

In meinem

Familienpensionat

finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, **Schwarzenberg** i. Erzg., Sachs.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-, Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann

in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Der Protestant.

Evangelisches Gemeindeblatt.

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat 1. Petri 4, 10.

Zweiter Jahrgang.

Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit 2. Cor. 13, 8.

Erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Postzeitungsliste II. Nachtrag 5896 a. -- Preis: Vierteljährlich 2 Mark.

Der „Protestant" hat die Aufgabe, die Ideen und Interessen des gesamten freigerichteten Protestantismus in Kirche und Schule mit Offenheit zur Geltung zu bringen. Er wendet sich in gemeinverständlich geschriebenen Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens und in edlen Unterhaltungsartikeln an alle gebildeten Gemeindeglieder.

Aus dem bisherigen Inhalt:

Persönliches Christentum. — Der Christus der Geschichte u. sein Christentum. — Die religiöse Gleichgültigkeit. — Neuchristentum. — Was lehrte Jesus? — Gotteshilfe. — Die Feuerbestattung. — Von der inneren Mission. — Zeichen der Zeit. — Christentum und Malthusianismus. — Liberale Theologie. — Nietzsche. — Sittlichkeit vor und nach der Reformation. — Kirchenregimentliche Willkür in Preußen. — Die Berliner Kirchenwahlen. — Kirche und Sozialpolitik. — Der preußische Duellerlaß. — Der nationalsoziale Parteitag. — Ueber den Nationalsozialismus. — Vom sozialdemokratischen Parteitage. — Eine soziale Kontroverse. — Das wirtschaftliche Zurückbleiben der römisch-katholischen Staaten. — Von Stöcker zu Naumann. — Die Schulbibelfrage. — Volkshochschulkurse in Berlin. — Frau Sorge. — Trilby. — In Nacht und Eis. — Gemischte Gesellschaft. — Schwere Pflichten. — Entsühnt (Novelle). — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung. — Ferner ausführliche kirchliche Wochenschau und 14 tägig eine Litterarische Beilage enthaltend Besprechungen aus der neusten theologischen, sozialen, pädagogischen und belletristischen Litteratur.

Red.: Lic. Dr. W. Staerk, Halensee. Verlag: Georg Reimer, Berlin.

Probeweise Zusendung auf Verlangen einen Monat lang unentgeltlich und postfrei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Synopse der drei ersten Evangelien.

Von

A. Huck,

Pfarrer in Postdorf bei Finstingen in Lothringen.

Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage.

Lex. 8. **1898.** M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Der Anhang enthält:

Die alttestamentlichen Citate in der Synopse. Die johanneischen Parallelen zu der Synopse. Parallelen und Doubletten.

Die Religion im modernen Geistesleben.

Mit einem Anhang:

Ueber das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nathan.

Von

Martin Rade.

8. 1898. M. 1.40. Gebunden M. 2.—.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch

F. Schrey, Berlin SW. 19 u. Wien II, Ob. Donaustr. 9.

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. J. C. B. Mohr.

Nordseebad Büsum in Holstein (Bahnstation).

Vorzügl. stundenlanger grüner Strand. Kräftige Seeluft. Neues Warmbad. Stete Gelegenheit zu **Seefahrten** und **Seehundsjagden.** **Wattenlaufen.** **Billigste Preise.** Prospekte **kostenfrei** durch die **Badedirektion.**

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Bad Nauheim

Villa Ernst Ludwig

Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.

Empfohlen durch Herrn Pfarrer Rade-Frankfurt.

Frl. M. Heyne,

langj. Vorsteherin christl. Hospize.

Thee **Souchong, Congo, Pekoe,** sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet

Alfred Böhm, Stuttgart.

Goldene Medaille!

Im Sommer **kühl**, im Winter **warm** sind

Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**

zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.

Umarbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.

A. J. Hermann, Donauwörth.

Zeitschriften-Schau.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

I.

Archiv für Religionswissenschaft. In Verbindung mit einer Anzahl hervorragender Fachgelehrten des In- und Auslands herausgegeben von Dr. phil. Ths. Achelis in Bremen. Das Archiv erscheint in Bänden zu je 4 Heften im durchschnittlichen Umfang von 6 Bogen, zum Preis von M. 14.— pro Band.

I. Band, 1. Heft: Zur Einführung. Von Ths. Achelis. I. Abhandlungen: Was ist Religionswissenschaft? Von Dr. Edm. Hardy, Professor an der Universität Freiburg (Schweiz). Ueber den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan. Von Professor Dr. W. H. Roscher, Gymnasialrektor in Wurzen. — II. Miscellen: Ueber die Herkunft einiger Gestalten der Quiche- und Cakchiquel-Mythen. Von Dr. Seler in Steglitz. Philologie und Völkerpsychologie. Von Dr. A. Vierkandt. Die Rauten. Von Prof. Dr. Fr. Branky in Wien. — III. Litteratur: A. Hillebrandt, Ritual-Litteratur. Vedische Opfer. Von Dr. W. Foy in Dresden.

Theologische Rundschau. Herausgegeben von Professor Lic. W. Bousset in Göttingen. Preis eines Jahrgangs von 12 Heften im Umfang von je 2—3 Bogen M. 6.—.

I. Jahrgang, 1.—8. Heft. Leitende Aufsätze: Der gegenwärtige Stand der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft, von W. Bousset. Die neueren Arbeiten über die Offenbarung Johannis, von A. Meyer. Spurgeon, von J. Hans. E. Meyer, Die Entstehung des Judentums, von M. Löhr. Neue Logia, von J. Weiß. Kirchenbau, von Sulze. — Fr. Hommel, die altisraelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung, von H. Zimmern und J. Meinhold. — Uebersicht über die litterarischen Erscheinungen auf folgenden Gebieten: Altes Testament: Einleitung, von A. Bertholet; Geschichte Israels, von J. Meinhold; Der Hexateuch, von C. Steuernagel. Die Hagiographen: Sprüche und Hiob, von A. Kamphausen; Esra-Nehemia, von M. Löhr. Geschichte der israelitischen Religion, von W. A. Nowack. Die prophetische Litteratur, von C. H. Cornill. — Neues Testament: Biblische Theologie (ausgenommen die Paulinische Theologie), von Kühl. Die synoptischen Evangelien, von J. Weiß. Paulinische Theologie, von E. Grafe. Paulinische Briefe, von P. W. Schmiedel. — Kirchengeschichte: Neue Kirchengeschichte. Reformirte Kirche, von R. Staehelin. — Historische Theologie: Geschichte des Mönchtums, von G. Grützmacher; Moderner Katholizismus, von J. Werner; Altchristliche Litteratur, von C. A. Bernoulli und Ph. Meyer. Kirchengeschichte des Mittelalters, von G. Ficker. Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, von K. Sell. Dogmengeschichte von A. Hegler. — Systematische Theologie: Allgemeine Dogmatik, von H. Scholz und M. Reischle; Spezielle Dogmatik, von A. Titius; Symbolik, von F. Kattenbusch. Religionsphilosophie, von A. Baur; Apologetik, von E. W. Mayer. Ethik, von G. v. Schultheß-Rechberg. Zur Philosophie, von E. Pfennigsdorf. — Praktische Theologie: Liturgik, von E. Ch. Achelis; Homiletik, von H. Bassermann; Predigt- und Erbauungslitteratur, von E. Teichmann, O. Baltzer, E. Rolffs. Katechetik: a) Geschichte, von E. Simons, b) Praxis, von Dörries; Praktische Schriftauslegung, von O. Baltzer. Religionsunterricht, von Fauth. — Jugendschriften und Populäres, von H. Danneil. — Soziale Litteratur, von G. Traub.

Zeitschrift für Theologie und Kirche. Herausgegeben von Professor D. J. Gottschick in Tübingen. Preis eines Jahrgangs von 6 Heften M. 6.—. Preis eines einzelnen Heftes M. 1.20 bis M. 2.—.

1898: Heft 1: E. Tröltsch, Geschichte und Metaphysik. J. Kaftan: Erwiderung: 1. Die Methode, 2. Der Supranaturalismus. Heft 2: Wendt, Das Eigentum nach christlicher Beurteilung. Häring und Reischle, Glaubensgrund und Auferstehung. Ein gemeinschaftliches Schlußwort zu den Verhandlungen in dieser Zeitschrift 1897 Heft 3 u. 5. Drews, Dogmatik oder praktische Psychologie? Bithorn, Die Behandlung der Zweifel an dem zukünftigen Leben in der Seelsorge. Schian, Der Glaube und die Individualität. Heft 3: Vischer, Die geschichtliche Gewißheit und der Glaube an Jesus Christus.

Der 7. Jahrgang enthielt u. a.: M. Reischle, Der Streit über die Begründung des Glaubens auf den „geschichtlichen" Jesus Christus, und die Erwiderung darauf von Th. Häring: Gehört die Auferstehung Jesu zum Glaubensgrund? — J. Kaftan, Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. — P. Chapuis, Die Anbetung Christi. — P. Schwartzkopff, Der Teufels- und Dämonenglaube Jesu. — J. Gottschick, Propter Christum. Ein Beitrag zum Verständnis der Versöhnungslehre Luthers. — Derselbe, Paulinismus und Reformation. — Th. Häring, Rede zum vierhundertjährigen Geburtstag Philipp Melanchthons 2c.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Soeben erschienen:

Der Prolog des vierten Evangeliums.

Sein polemisch-apologetischer Zweck.

Von

D. W. Baldensperger,

Professor an der Universität Giessen.

Gross 8. 4,40 Mk.

Johanneische Studien

von

Wilhelm A. Karl,

Pfarrer in Sand bei Kehl.

I.

Der erste Johannesbrief.

8. 2,40 M.

Die Grundlagen

der

Christologie Schleiermachers.

Die Entwicklung der Anschauungsweise Schleiermachers bis zur Glaubenslehre mit besonderer Rücksicht auf seine Christologie dargestellt von

Lic. **H. Bleek,**

Pfarrer in Rüttenscheid (Rheinland).

8. 3,60 M.

Früher erschien:

Das Buch Hiob.

Uebersetzt von

D. Bernhard Duhm,

o. Professor der Theologie in Basel.

8. 1897. M. 1.20. Gebunden M. 2.—.

(Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. I)

C. 19, V. 21—27.

Erbarmt, erbarmt euch, meine Freunde,
Denn Gottes Hand hat mich getroffen!
Warum verfolgt ihr mich wie Gott,
Zerfleischet mich so unersättlich?

O daß es aufgeschrieben würde,
Mein Wort gezeichnet in sein Buch
Mit Eisengriffel und mit Blei
Auf ewig in den Fels gehauen!

Und doch, ich weiß, ein Rächer lebt mir,
Ein Stellvertreter überm Staube,
Ein andrer steht mir auf als Zeuge,
Der richtet dann sein Zeichen auf!

Außer dem Leibe seh ich Gott,
Den Ich für Mich ich sehen werde!
Ich selber werd ihn sehn, kein Fremder —
Es vergehn meine Nieren in meinem Busen!

Um Mitteilung von Adressen, an die Probenummern der „Christlichen Welt" und der „Chronik der Christlichen Welt" gesandt werden können, bittet die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig